



BRAUNSCHWEIGISCHES  
J A H R B U C H  
FÜR  
LANDESGESCHICHTE

BAND 97  
2 0 1 6



### Kleinere Beiträge

Walle als projektoertes Herrschaftszentrum: Kaiser Otto IV. und Scheverlingenburg von Arnold Rabbow.....	225
Der „Schwarze Herzog“ – die vergessene Frau an seiner Seite von Hans Kolmsee.....	241
Hitlers Personalakte von Ulrich Menzel.....	247
Prof. Dr. Karl Lange (1893-1983) zum Gedenken. Ein habilitierter Neuzeithistoriker mit großen pädagogischen Neigungen und poetischen Interessen von Manfred Garzmann.....	257

### Rezensionen und Anzeigen

B a r a n o w s k i F.: Rüstungsproduktion in der Mitte Deutschlands. Südniedersachsen mit Braunschweiger Land sowie Nordthüringen einschließlich des Südhazres (H.-U. Ludewig).....	291
B e i d e r W i e d e n B. / S t e i n f ü h r e r H. (Hrsg.): Amt und Verantwortung. Träger kommunaler Selbstverwaltung im Wirkungskreis der Braunschweigischen Landschaft (C. Regin)...	268
B e i d e r W i e d e n B. / W e n d t – S e l l i n U. / D e r d a H. – J. (Hrsg.): Hier wird regiert! Die Beamten im Dienste des durchlauchtigsten Herzogs Anton Ulrich (U. Schwarz).....	276
Braunschweiger Persönlichkeiten des 20. Jahrhunderts: aus der Stadt Braunschweig und den ehemaligen braunschweigischen Landkreisen. Band 3. Projektarbeit des Arbeitskreises Andere Geschichte, hrsg. v. R. B e i n (N.-M. Pingel).....	300
B i e g e l G. (Hrsg.): Auf dem Weg nach Waterloo ... Der Schwarze Herzog für Braunschweig gegen Napoleon (B. Bei der Wieden).....	283
B i e g e l G. siehe Steinführer H.	
B ö h l e r C. siehe S t e i n f ü h r e r H.	
B r ü d e r m a n n S t. (Hrsg.): Geschichte Niedersachsens. Bd. 4: Vom Beginn des 19. Jahrhunderts bis zum Ende des Ersten Weltkriegs (M. Fimpel).....	285
D e r d a H. – J. siehe B e i d e r W i e d e n B.	

Heise S.: Ein „Hausbuch“ aus Hornburg. Aufzeichnungen der Bürger und Brauer Just Heinrich Brinckmann und Johann Christoph Bornemann 1701-1776 (S. Wagener-Fimpel).....	278
Herbst J.: Requiem für eine deutsche Vergangenheit. Eine Jugend im Nationalsozialismus (G. Fiedler).....	296
Jarck H. – R.: Otto Bennemann (1903-2003). Von Milieu, Widerstand und politischer Erfahrung (K. Pollmann).....	298
Jungblut P.: Ein verteufeltes Leben. Simon Alexander David (1755-1812) – der Journalist, den Deutschland zur Hölle wünschte (S. Wagener-Fimpel).....	280
Küster K. (Hrsg.): Zwischen Schütz und Bach. Georg Österreich und Heinrich Bokemeyer als Notensammler (W. Werbeck).....	272
Lusardi R. / Ranft A. (Hrsg.): Urkundenbuch des Hochstifts Halberstadt und seiner Bischöfe, Teil 5 (1426-1513 (H. Steinführer).....	267
Merzbacher D. / Mierse mann W. (Hrsg.): Wirkungen des Pietismus im Fürstentum Wolfenbüttel (R. Berwinkel).....	275
Mierse mann W. siehe Merzbacher D.	
Piegsa G.: Renaissance in Holz. Das Brusttuch in Goslar (B. Schlegel).....	270
Ranft A. siehe Lusardi R.	
Schiefer J. – M.: Speers Vollstrecker Willi Clahes (S. Knoblich).....	293
Steinführer H. / Böhler C. (Hrsg.): Die Braunschweiger Bürgermeister. Von der Entstehung des Amtes im späten Mittelalter bis ins 20. Jahrhundert (C. Regin).....	268
Steinführer H./Biegel G. (Hrsg.): 1913 – Braunschweig zwischen Monarchie und Moderne (M. Fimpel).....	288
Steinführer H. siehe Beiderwieden B. Wendt–Sellin U. siehe Beiderwieden B.	
Chronik	
Chronik des Braunschweigischen Geschichtsvereins November 2015 bis Oktober 2016 von Werner Arnold.....	301

## Rezensionen und Anzeigen

Ralf L u s i a r d i / Andreas R a n f t (Hrsg.): Urkundenbuch des Hochstifts Halberstadt und seiner Bischöfe, Teil 5 (1426-1513). Aus dem Nachlass von Gustav Schmidt; bearbeitet von Gerrit Deutschländer (Quellen und Forschungen zur Geschichte Sachsen-Anhalts 7). Köln / Weimar / Wien: Böhlau Verlag 2015, 555 S., 99,00 €

Regionale und lokale Urkundenbücher gehören zu den wichtigsten Grundlagen der landesgeschichtlichen Forschung. Leider sind einige im 19. Jahrhundert mit großer Tatkraft begonnene Editionsunternehmen im Laufe des 20. Jahrhunderts aus ganz unterschiedlichen Gründen nicht mehr fortgeführt worden. Das trifft insbesondere auf die regionalen Urkundenbücher in den neuen Bundesländern zu. Landesgeschichte und Quellenkunde standen nicht im Zentrum der DDR-Geschichtswissenschaft. Nach der Wende und der damit verbundenen Renaissance der Landesgeschichte sind in den letzten Jahrzehnten auch wieder verstärkt Urkundenbücher aus dem mitteldeutschen Raum publiziert worden. An erster Stelle ist hier der von der Sächsischen Akademie der Wissenschaften zu Leipzig und dem Institut für Sächsische Geschichte und Volkskunde in Dresden gemeinsam getragene Codex diplomaticus Saxoniae zu nennen. Aber auch in Sachsen-Anhalt wurden ältere Unternehmungen fortgeführt, so zum Beispiel der zweite Band des Urkundenbuchs der Bischöfe von Naumburg (bis 1304) in der Bearbeitung von Josef Dolle unter Verwendung älterer Vorarbeiten.

Auf solche nachgelassenen Editionsmaterialien konnte auch der hier anzuzeigende Teil 5 des Urkundenbuchs des Hochstifts Halberstadt und seiner Bischöfe aufbauen. Der um die Edition Halberstädter Quellen hochverdiente Gymnasialdirektor Gustav Schmidt (1829–1892) und der Hallenser Mediävist Walter Zöllner (1922–2011) hatten schon einen guten Teil des Weges beschritten, um das Urkundenbuch des Hochstifts bis ins 16. Jahrhundert fortzuführen. Bis zur Druckreife gelangt waren die Materialien freilich nicht. Der vorerst letzte, vierte Band war 1889 erschienen.

Es ist der Historischen Kommission für Sachsen-Anhalt, der Martin Luther-Universität Halle-Wittenberg und nicht zuletzt einer von Dietrich Moderhack errichteten Stiftung zur Förderung der landeshistorischen Forschung in Sachsen-Anhalt zu danken, dass der fünfte Band nunmehr im Druck erscheinen konnte. Das neue Urkundenbuch behandelt annähernd ein Jahrhundert zwischen 1426 und 1513 und reicht damit bis in die unmittelbare Vorreformationszeit. Erfasst werden die Episkopate von Johannes von Hoym (1419–1437, teilweise), Burchard von Warberg (1437–1458), Gebhard von Hoym (1458–1479) sowie schließlich die Zeit der Mitverwaltung des Bistums durch den Magdeburger Erzbischof Ernst von Sachsen (1480–1513).

Die Bedeutung dieses Urkundenbuches für die Braunschweigische Landesgeschichte braucht hier nicht eigens betont zu werden, es reicht der Hinweis auf die Ausdehnung des Bistums, das im Westen bis an die Oker reichte und das damit auch nennenswerte Teile des alten Braunschweiger Landes umfasste. Zahlreiche Urkunden betreffen die westlichen Teile des Bistums, Helmstedt oder Braunschweig gehören zu den häufig genannten Orten.

Die Bearbeitung des Materials lag in den Händen von Gerrit Deutschländer. Er hat dem Band eine knappe Einleitung (S. 11-33) vorangestellt, die alle wesentlichen

Informationen zur Entstehungsgeschichte und zu den befolgten Editionsgrundsätzen enthält. Der eigentliche Editionsteil (S. 35-440) enthält 890 Nummern und 95 Nachträge (S. 441–485), die zum großen Teil ins 13. Jahrhundert gehören.

Das Urkundenbuch erschließt in willkommener Weise bisher ungedrucktes bzw. verstreut ediertes Material. Es werden bei weitem nicht alle Texte vollständig abgedruckt. Bei bereits edierten Stücken werden oftmals nur sehr knapp gehaltene Regesten geboten. Das Material stammt zum überwiegenden Teil aus den Beständen des Landesarchivs Sachsen-Anhalt, es sind aber auch zahlreiche Stadtarchive, darunter Helmstedt und Braunschweig, sowie das Staatsarchiv Wolfenbüttel vertreten. Der diplomatische Apparat ist auf die wesentlichen Angaben beschränkt. Erschlossen wird der Band durch ein, nach Stichproben zu urteilen, solide gearbeitetes Register der Orts- und Personennamen.

Unbeschadet der insgesamt sehr positiven Einschätzung, zu der man bei diesem für die Forschung hochwillkommenen Urkundenbuch kommen muss, seien jedoch auch einige kritische Anmerkungen gestattet: Es ist – jedenfalls für den Rezensenten – nicht einsichtig, warum in den Regesten die Schreibweisen des 19. Jahrhunderts beibehalten worden sind. Schreibungen wie *Pabst*, *Probst*, *Decan* und *Capitel* hätten in Windeseile an die heute übliche Form angepasst werden können. Schade ist auch, dass es keine Verzeichnisse der benutzten Archive, der Aussteller oder Siegel gibt, was die Orientierung innerhalb der annähernd 1.000 Stücke erheblich erleichtert hätte. Unbefriedigend ist schließlich, dass auf ein Sachregister (wohl aus Zeitgründen) komplett verzichtet wurde.

Henning Steinführer, Braunschweig

Die Braunschweiger Bürgermeister. Von der Entstehung des Amtes im späten Mittelalter bis ins 20. Jahrhundert. Im Auftrag der Braunschweigischen Landschaft herausgegeben von Henning S t e i n f ü h r e r und Claudia B ö h l e r. Braunschweig: Appelhaus Verlag 2013, 496 S., zahlr. Abb., 29,80 €

Amt und Verantwortung. Träger kommunaler Selbstverwaltung im Wirkungskreis der Braunschweigischen Landschaft. Im Auftrag der Braunschweigischen Landschaft herausgegeben von Brage B e i d e r W i e d e n und Henning S t e i n f ü h r e r. Braunschweig: Appelhaus Verlag 2015, 740 S., zahlr. Abb., 29,80 €

Mit diesen beiden gewichtigen Bänden (beinahe 1900 bzw. 1300 Gramm schwer) stellt die Arbeitsgruppe Braunschweigische Landschaft eine Personengruppe vor, die im Rahmen ihrer Amtsführung wesentlich die Entwicklung in ihren Körperschaften, nicht selten aber auch darüber hinaus geprägt hat. Für Braunschweig, die mit Abstand größte und historisch bedeutendste Kommune, werden alle Bürgermeister, Oberbürgermeister, Stadtdirektoren und Oberstadtdirektoren vom Mittelalter bis ins 20. Jahrhundert vorgestellt, in dem 2015 herausgegebenen Band die Bürgermeister, Oberbürgermeister, Stadtdirektoren und Oberstadtdirektoren der anderen Städte im Gebiet der Landschaft (Blankenburg, Fallersleben, Helmstedt, Hornburg, Königslutter am Elm, Peine, Salzgitter, Schöningen, Vorsfelde, Wolfenbüttel, Wolfsburg) sowie die Kreisdirektoren bzw. Landräte der vier Kreise. Nicht berücksichtigt wurden in der Publikation die Amtsträger der Gemeinden. Die über mehr als

3000 Personen aus diesem Wirkungskreis (vornehmlich von engagierten Heimatpflegern) gesammelten Informationen sind in eine Datenbank eingeflossen und im Internet unter der Webseite der Braunschweigischen Landschaft einsehbar.

Beide Bände enthalten kurze einführende Beiträge zur historischen Entwicklung der einzelnen Städte und Kreise. Der 2015 herausgegebene Band bringt zudem einen ausführlichen Beitrag zur Entwicklung der kommunalen Selbstverwaltung in Braunschweig, Hannover und Niedersachsen und bietet so gewissermaßen einen allgemeinen verfassungs- und veraltungsgeschichtlichen Rahmen. Das Braunschweig behandelnde Buch geht in mehreren Abschnitten ausführlicher auf die sich wandelnden politischen wie administrativen Verhältnisse vor Ort und die daraus erwachsenden veränderten Bedingungen für das Agieren der Amtsträger ein. In diesem Band werden von 26 Autoren 95 Personen porträtiert, im 2015 herausgegebenen Band über die anderen Städte und die Kreise sind es fast 800 von 23 Autoren. Beide Bände bieten ein Orts- und Personenregister und sind reich illustriert, soweit verfügbar, mit Abbildungen der vorgestellten Persönlichkeiten.

Bei der beeindruckenden Anzahl der hier versammelten Porträts ist allerdings festzuhalten, dass die Menge und Dichte der Informationen, die den Autoren für ihre Darstellungen zur Verfügung standen, sehr unterschiedlich waren und die Einzelbeiträge entsprechend heterogen ausgefallen sind. Generell liegen zum Zeitraum vor dem 19. Jahrhundert wesentlich weniger Quellen zu den Amtsträgern und deren Wirken vor. Für manche Orte waren schon Forschungsarbeiten vorhanden, für andere wenig oder gar nichts, und die Autoren mussten Pionierarbeit leisten. Für einzelne Kommunen (z. B. für Helmstedt) bzw. Amtsträger wären vertiefende Arbeiten wünschenswert.

Mit diesen beiden Bänden steht nun neben dem Braunschweigischen Biographischen Lexikon ein weiteres Nachschlagewerk zur Verfügung, das neben Informationen über die behandelten Personen viele interessante Einblicke in die Lokal- und Regionalgeschichte gibt, aber auch Bezüge zur allgemeinen deutschen Geschichte herstellt. Auch vergleichende Betrachtungen werden ermöglicht und angeregt. So standen die kommunalen Amtsträger in der Hochphase der Industrialisierung und Urbanisierung im ausgehenden 19. und 20. Jahrhundert vor vergleichbaren Herausforderungen und agierten ähnlich oder doch unterschiedlich (erfolgreich). Es lassen sich beeindruckende Aufstiege von Sozialdemokraten, teilweise abrupt und brutal unterbrochen von der Machtübernahme der Nationalsozialisten, in höchste kommunale Ämter verfolgen. Beobachten lässt sich auch die Skrupellosigkeit, mit der nationalsozialistische Karrieristen in kommunalen Spitzenpositionen in ihren Spielräumen agierten und wie schnell nicht wenige von ihnen in der jungen Bundesrepublik in der öffentlichen Verwaltung wieder Fuß fassten. Nur vereinzelte, dafür sehr bemerkenswerte Frauen sind – freilich erst nach dem Zweiten Weltkrieg – in höchsten kommunalen Ämtern im Bereich der Braunschweigischen Landschaft zu finden. Ihre Karrieren sind sehr eng mit ihrem lokalen Umfeld verbunden und ihre Aufstiege zugleich typisch für die allgemeine Entwicklung in der Bundesrepublik.

Ähnlich breit angelegte Kompendien dieser Art sind der Rezensentin nicht bekannt. Das ist bedauerlich für die Lokalgeschichte wie für übergreifende Untersuchungen. Deshalb ist zu hoffen, dass das Werk zu weiteren Projekten dieser Art anregt.

Cornelia Regin, Hannover

Günter P i e g s a (Hrsg.): Renaissance in Holz. Das Brusttuch in Goslar, hrsg. im Auftrag des Geschichtsvereins Goslar. Bielefeld: Verlag für Regionalgeschichte 2015, 235 S., 336 meist farb. Abb., 24,00 €

Mit dem „Brusttuch“ ist keineswegs – wie ein Leser zunächst vermuten könnte, ein historisches Kleidungsstück gemeint, sondern eines der bekanntesten Fachwerkhäuser in der Innenstadt von Goslar. Im Geleitwort betont der Oberbürgermeister der Stadt Goslar, dass dieses 1525/26 errichtete Fachwerkhaus zu den größten Schätzen der Altstadt gehört. Es liegt am westlichen Ende des alten Marktes und am Beginn des Hohen Weges gegenüber der Turmfront der Marktkirche. „Ist das Gebäude in seiner Kubatur auf trapezförmigem Grundstück schon ungewöhnlich: sein Bildprogramm macht es einzigartig“ (Zitat S.7).

Günter Piegsa, der erste Vorsitzende des Geschichtsvereins Goslar, lobt im Vorwort die großzügige Förderung der Restaurierung durch das Bundesförderprogramm für Welt-erbestätten, die sich im „oberen sechstelligigen Bereich“ bewegte. Der Anlass für die Herausgabe dieser Publikation durch den Geschichtsverein Goslar war, auch den Einwohnern und den Besuchern der Stadt zu vermitteln, was diese Gebäude so einmalig macht und warum es zum Weltkulturerbe zählt. Piegsa vermittelt in seinem Beitrag „Renaissance und Fachwerk“ einen Überblick zunächst über die Steinbauten der Stadt (die Kirchen, die Pfalz, das Rathaus, das Hospital „Großes heiliges Kreuz“, das Haus der Gewandschneider, die Kaiserworth und andere mehr. „Wer bedeutend war und es sich leisten konnte, baute in der Blütezeit der Stadt, also im Hochmittelalter und in den Jahrzehnten um 1500 steinerne Häuser“ (Zitat S. 11). Mit dem Ende des 16. Jhs. war es mit den Steinbauten fast völlig vorbei, Fachwerkhäuser traten an ihre Stelle.

Der Name „Brusttuch“ ist wahrscheinlich durch ein altes Kleidungsstück zu erklären, ein Brustesatz, der in das Wams der Männerkleidung eingesteckt wurde oder auch ein Tuch, das die Frauen vor der Brust trugen, um zu tiefe Einblicke auf den Busen zu verhindern. Piegsa geht in seinem Beitrag auch auf das Huneborstelsche Haus in Braunschweig, Burgplatz 2a, ein und stellt fest, dass die Verwandtschaft mit dem Goslarer Brusttuch unverkennbar sei, derselbe Bildhauer oder dieselbe Werkstatt sei wahrscheinlich.

Dieter Haupt, Diplom-Ingenieur, Architekt und Bauhistoriker in Wolfenbüttel, beschäftigt sich mit der Baugeschichte des heute als Hotel genutzten Brusttuches. Er hat die bauhistorischen Untersuchungen durchgeführt und archivalische Quellen und Literatur zur Bau- und Nutzungsgeschichte herangezogen. Das Erbauungsdatum ist durch ein mit 1525 datiertes Allianzwapen über der Giebelfront zur erkennen. Es zeigt das Wapen des Bauherren Johannes Thiling und das seiner Ehefrau Adelheit geb. Wegener.

Christina Wötzel ist Historikerin aus Goslar. Sie schreibt über Johannes Thiling, den Bauherrn und seine Familie. Thiling war ein wohlhabender Bergwerk- und Hüttenbesitzer, der zudem den juristischen Magistertitel erworben hatte und zeitweise Stadtsyndikus in Goslar war.

Bernhard Gockel, Diplom-Ingenieur und Sachverständiger für Altbausanierung, befasste sich mit der Bauschadenanalyse und der baukonstruktiven Instandsetzung des Fachwerkes.

Bernhard Recker, Amtsrestaurator im Niedersächsischen Landesamt für Denkmalpflege in Hannover, widmet dem farbigen Erscheinungsbild der Bauelemente seine

Aufmerksamkeit. Er stellt fest, dass das Brusttuch in den letzten Jahrhunderten eine mehrfache Überarbeitung der Fassaden erlebte und dadurch die ursprüngliche Farbgebung nicht mehr zu ermitteln ist. Man entschied sich bei der Restaurierung des Brusttuches deshalb gegen eine Vielfarbigkeit, da man vermutet, dass diese im 16. Jh. nicht üblich war.

Holger Windmann, Restaurator und Kirchenmalermeister, schrieb den Beitrag: „Das Schnitzwerk der Fachwerkfassaden – Restaurierung und Konservierung“. Sehr gelungen sind die 110 detailgenauen Abbildungen vor, während und nach der Restaurierung.

Als Kulturanthropologin haben mich die Erläuterungen zu einzelnen Figuren des Schnitzwerkes fasziniert. Sie erfolgen im Beitrag von Johanna Junk und Beatrice Nunold. Zunächst erläutern sie die Figur des Lastenträgers. Er ist eine Reprise auf ein Schnitzmotiv am Huneborstelschen Haus in Braunschweig. Auch dort gibt es einen im Gestus gleichen Lastenträger. Rechts von ihm steht ein Bürger mit Barett und Mantel, der sich dem dienstfertig gestikulierenden Träger zuwendet. Diese Figur ist in Goslar und Braunschweig nahezu identisch, die beiden Lastenträger dagegen unterscheiden sich deutlich durch die Kleidung und den dadurch festgelegten gesellschaftlichen Rang. Der arme, zügig voran schreitende Lastenträger am Brusttuch ist als einfacher Mann mit knöchellangem Kittel, einfachen Schuhen und einer Gugel als Kopfbedeckung gekleidet. Sein Pendant am Huneborstelschen Haus ist nobler gewandet. Es trägt einen offenen, ungegürteten Mantel mit breiten Kragenaufschlägen und weiten Ärmeln, also einen Talar oder eine Schaub. Als Amtstracht war sie verpflichtend für öffentliche Funktionsträger wie Professoren, Richter, Ärzte und Geistliche. Es handelt sich hier offenbar um einen wohlhabenden Mann.

Über dem Wappen der Familie Thiling befindet sich die Darstellung eines Teufels. Er trägt eine Narrenkappe und bedrängt seine Nachbarin, die „Butterhanne“, mit einem Blasebalg. Er ist durch seinen Schwanz mit einem Schlangenkopf, sein Hinterteil mit einem grotesken Gesicht, seine Fledermausärmel und seine Drudenfüße als dämonische Natur zu erkennen, zeigt jedoch menschliche Gesichtszüge.

Die Nachbarin des Teufels, die Butterhanne, ist eines der bekanntesten Wahrzeichen der Goslarer Altstadt. Man erfährt durch die Angaben zu dieser Figur, dass Butter erst im späten Mittelalter ein Grundnahrungsmittel der europäischen Bevölkerung wurde. Erst jetzt konnte sie nämlich durch Salzung haltbar gemacht werden. Als Ursache für Probleme bei der Butterherstellung wurde der Teufel angesehen oder ein Butterzauber, der von „Hexen“ ausgeübt wurde. Die provozierende Darstellung der Butterhanne, die dem Teufel ihr blankes Hinterteil zuwendet, ist als Abwehrzauber zu deuten. Auch am Huneborstelschen Haus ist das Motiv des „Leck mich“ zu sehen, jedoch nicht so spektakulär wie in Goslar.

Bemerkenswert ist auch die Figur einer Hexe, denn sie sitzt mit dem Gesicht zum Schwanz auf einem Ziegenbock. Sie ist sehr selbstbewusst mit fliegenden Haaren und einem Spinnrocken in der Hand dargestellt. Auch die Figuren des griechischen Philosophen Aristoteles und der Hofdame Phyllis sind auffällig. Phyllis reitet auf dem als Philosoph und Gelehrten bekannten Griechen und gibt ihn damit der Lächerlichkeit preis. Damit spielt das Goslarer Bildprogramm auf ein Motiv an, das sich seit dem 13. Jh. in Kunst und Literatur des westeuropäischen Hochmittelalters höchster Popularität erfreute. Diese Szene wurde unterschiedlich interpretiert: Triumph der Liebe über die Vernunft, menschliche Schwäche des Weisen, Kampf der Geschlechter, Weibermacht, Weiberlist, der Weise als Narr und verschiedene andere Deutungen.



Weitere Figuren auf den Knaggen sind zwei Ritter, die zur Tjost, einem mittelalterlichen Kampfspiel, anreiten. Überraschenderweise ist einer der Reiter ein Affe auf einem kamelähnlichen Fabeltier. Auch hier ist die unbekümmerte Mischung von mittelalterlicher Tradition und antiker Mythologie hervorzuheben. Aber auch christliche Motive wie die Figuren der Drei Heiligen Könige sowie Maria mit dem Jesuskind und Joseph finden sich.

Das Schlusskapitel „Thilings Traum vom Großen Werk...“ schrieb die Kunsthistorikerin und Künstlerin Beatrice Nunold. Sie erläutert das astrologisch- alchemistische Bildprogramm der Fassadenfiguren. Die Planetengottheiten des Brusttuchs befinden sich auf der Hausseite zum Hohen Weg. Den Figurenreigen führt eine Nackte an, die von Nunold als Venus interpretiert wird. Sie vermutet, dass der humanistisch gebildete Thiling hierdurch seine Weltoffenheit zum Ausdruck bringen wollte. Dargestellt sind weiterhin Saturn, Jupiter, Mars, Merkur, Luna (damals als Planet gesehen), Venus und Sol (ebenfalls ein Planet). Auch dieser Beitrag ist mit 69 hervorragenden Fotos ausgestattet.

Darüber hinaus gibt es einen Beitrag in diesem Buch, der weit über das besprochene Bauwerk hinausgeht, nämlich den von Cordula Reulecke, Diplom-Ingenieurin im Niedersächsischen Landesamt für Denkmalpflege. Sie schreibt Grundsätzliches zur Bauerhaltung aus Sicht der Landesdenkmalpflege und gibt eine kurze denkmalpflegerische Einordnung des Gebäudes, der durchgeführten Fachwerkinstandsetzung und der dabei gewonnenen Ergebnisse.

Ein ausführliches Literaturverzeichnis und ein genauer Abbildungsnachweis runden die Publikation ab. Die meisten Fotografien wurden von den Autoren aufgenommen. Insgesamt halte ich das Buch für eine sehr gelungene Publikation.

Birgit Schlegel, Wolfenbüttel

Konrad Küster (Hrsg.): Zwischen Schütz und Bach: Georg Österreich und Heinrich Bokemeyer als Notensammler (Gottorf/Wolfenbüttel). Stuttgart: Carus-Verlag 2015, 382 S., 54,00 €

Im Zentrum des Bandes steht die sogenannte „Sammlung Bokemeyer“. Sie bildet zusammen mit der in Uppsala aufbewahrten Düben-Sammlung das zentrale Quellenpaar für protestantische Vokalmusik „zwischen Schütz und Bach“, also aus der 2. Hälfte des 17. Jahrhunderts. Neben der Sammlung selbst werden wichtige Kontexte thematisiert: die beiden Sammler Georg Österreich und Heinrich Bokemeyer, die musikalischen Verhältnisse der Orte, in denen sie lebten und wirkten, Aspekte der Musik, die die Sammlung überliefert. Die Texte entstammen teils längerfristigen Forschungsvorhaben, teils einer Arbeitstagung, die der Herausgeber anlässlich von Österreichs 350. Geburtstag im Jahre 2014 in Gottorf organisiert hatte. Der Inhalt des Bandes ist thematisch gegliedert: Zunächst gibt es, den Anfängen der Sammlung in Österreichs Gottorfer Zeit und den Verbindungen zur Dübensammlung geschuldet, vier Texte zur „Musik im Ostseeraum“, dann folgen, mit einer großen Abhandlung Konrad Küsters im Zentrum, drei Beiträge zum Thema „Georg Österreich und seine Musiksammlung“. Den Abschluss bilden drei Texte zu „Wolfenbüttel im 18. Jahrhundert“.

Am Beginn vergleicht Lars Berglund „Düben versus Österreich-Bokemeyer“. Zunächst geht es um Gemeinsamkeiten beider Kollektionen: Sie enthalten primär Hofmusik,

und neben einem Hauptkorpus mit eher gering besetzten geistlichen Vokalkompositionen gibt es hier wie dort Bestände mit weltlicher Musik – wobei in der Düben-Sammlung Stücke aus französischen Opern dominieren, bei Österreich-Bokemeyer hingegen italienische Arien und Kantaten. Ein Blick auf die geistliche Musik lässt eine zentrale Differenz erkennen. Bedeutende Komponisten aus der Gottorfer Nachbarschaft wie Pflieger, Buxtehude, Bernhard oder Förster sind primär in der Düben-Sammlung und nur peripher bei Österreich-Bokemeyer überliefert. Offenbar war Gustav Düben gegenüber Georg Österreich der weitaus bessere Netzwerker.

Auf die Spuren „reisender Sänger im Norden“ begibt sich Dorothea Schröder. Von „fremden Vocalisten“, die häufig, oft auf der Durchreise, in norddeutschen Städten oder an dortigen Höfen gesungen haben, teilt sie Namen, Reisewege, Honorare mit und zeigt, wie unterschiedlich die jeweilige protestantische Umgebung reagierte, wenn katholische Italiener oder Franzosen ihre Stimmen hören ließen.

In seinem Beitrag „Gottorf und die Musik des späten 17. Jahrhunderts“ plädiert Konrad Küster für einen Neustart der Forschung, weil die Musikverhältnisse in Gottorf viel zu lange durch die helle Sonne des Genies Bach verdunkelt worden seien. Statt von einer „Randlage“ müsse man, auch im Vergleich mit mitteldeutschen Residenzen, von einer „herausragenden Stellung“ Gottorfs sprechen. Es sei an der Zeit, diesem Zentrum endlich eine „eigene historische und ästhetische Würdigung zuteilwerden“ zu lassen.

Mit Greta Haenens Beitrag „Die Streicher in der evangelischen Kirchenmusik in Norddeutschland“ gerät die aufführungspraktische Seite der Musik in den Blick. Auf der Basis musikalischer Quellen ebenso von Musiktraktaten informiert Haenen über den Einsatz von Streicherstimmen, über ihre Funktion und Besetzung innerhalb der vielfältigen Möglichkeiten, komponierte Musik im 17. Jahrhundert den jeweiligen Aufführungssituationen anzupassen. Im Fokus stehen Instrumente der Violinfamilie, die nach 1650 die Gambeninstrumente zurückdrängen. Haenen nennt unterschiedliche Strategien, Vokalstücke mit Streicherensembles zu erweitern, sie erhellt die Bedeutungsmöglichkeiten von „Violetta“, „Viola“ und „Violone“ und äußert sich auch zur Anzahl der Musiker, die üblicherweise pro Stimme benötigt wurden.

Den zweiten Schwerpunkt des Buches eröffnet Carsten Langes Text zu Österreichs „Magdeburger Umfeld“; hinzu kommen „Anmerkungen zu seiner musikalischen Ausbildung“. Der Leser erfährt Einiges zum raschen Wiederaufbau der Stadt nach den verheerenden Zerstörungen durch den 30jährigen Krieg und über das familiäre Ambiente des jungen Österreich. Eine zentrale Rolle für dessen musikalische Ausbildung spielte Österreichs Pate Johann Scheffler, Kantor am Altstädtischen Gymnasium. Angesichts einer insgesamt eher tristen Quellenlage ist Lange häufig zur Spekulation gezwungen: etwa wenn er das musikalische Repertoire, dem Österreich auf dem Gymnasium begegnete, umreißt oder sich mit den Lehrschriften befasst, die dem Unterricht möglicherweise zugrunde lagen. Einige Bemerkungen zu Österreichs Besuch der Leipziger Thomasschule von 1678 bis 1680 – hier scheint er sich, wohl auch aufgrund seiner schönen Gesangsstimme, zu einem „Lieblingsschüler“ Johann Schelles entwickelt zu haben – runden den Beitrag ab.

Die kurzen „Anmerkungen zu den Rosenmüller-Quellen in der Sammlung Österreich/Bokemeyer“ von Peter Wollny, bereichert durch mehrere Abbildungen, enthalten

Hinweise auf eine mögliche Dresdner Überlieferung von Werken Rosenmüllers sowie auf Spezifika der Notation ungerader Takte, die sich vermutlich als chronologische Hilfsmittel nutzen lassen.

Schon der Titel von Konrad Küsters großangelegter Studie „Georg Österreichs Musiksammlung. Entstehung, Gliederung, Fortentwicklung“ macht ein wesentliches Resultat deutlich: Nicht Bokemeyer ist der Hauptsammler, sondern Österreich; Bokemeyer, so Küster, fungiere allenfalls als „Juniorpartner“. Um seinem Hauptziel, einer Strukturierung der Sammlung, näherzukommen, setzt Küster all sein Wissen über die musikalischen Verhältnisse im fraglichen Zeitraum ein. Das aber ist immens: Der Leser erhält eine Fülle an Informationen zu den verschiedenen in der Sammlung vertretenen Komponisten, zu den institutionellen Rahmenbedingungen, unter denen sie arbeiteten, zu den Werken, die sie schrieben und die Österreich sammelte, und nicht zuletzt zur Organisation seiner Sammeltätigkeit – an der zahlreiche Kern- und Nebenschreier – bis zu den Usancen des Umgangs mit dem Notenpapier. Das alles und noch viel mehr mündet erstmals in eine Chronologie der Sammlung (im umfangreichen Anhang I; ein zweiter befasst sich mit den Musikdrucken der Sammlung). Sie reicht von Österreichs Anfängen in Hamburg und Wolfenbüttel über die zentralen Jahre ab 1689 in Gottorf – hier habe Österreich angesichts von mehreren hundert geschriebenen Manuskripten im Zusammenspiel mit seinen Kopisten ein „musikorganisatorisches Meisterstück vollbracht“ – bis zu den letzten Tätigkeiten in Braunschweig und wieder in Wolfenbüttel. Deutlich spiegelt die Sammlung Österreichs Interessen als Komponist, als Sänger und als Verantwortlicher für die Musik an seinen Wirkungsorten. Bokemeyer hingegen, eher von musikhistorischen und -theoretischen Interessen geleitet, hat die Sammlung eher verwahrt als erweitert. Küster betont, seine Arbeitsergebnisse seien lediglich als „Etappe in der weiteren Strukturierungsarbeit“ zu verstehen. Aber diese Etappe ist nichts weniger als ein großer Wurf. An Küsters Studie wird niemand, der sich mit der Sammlung Österreich, wie sie zukünftig wohl zu nennen wäre, befasst, vorbeikommen.

Am Anfang des letzten Hauptteils des Bandes steht ein Beitrag von Reinmar Emans „zur Kapellorganisation in Wolfenbüttel/Braunschweig in den 1720er und 1730er Jahren“. Der Leser erhält u. a. Hinweise zur vokalen und instrumentalen Besetzung der Kapelle (dazu gibt es eine nützliche Tabelle im Anhang) sowie Details zur finanziell eher schlechten Situation Georg Österreichs, zu seinen Bemühungen um das Amt der Hofkantors und zu den Finanzen Bokemeyers als Wolfenbütteler Stadtkantor. Über Quellen in Uppsala, die das musikalische Leben am Wolfenbütteler Hof beleuchten, informiert Maria Schildt, während Jürgen Diehl in einer quellenreichen Studie die Gestalt Heinrich Bokemeyers lebendig werden lässt – mit einem Fokus vor allem auf dem „zermürbenden schulischen Alltag“ des Protagonisten. Wer an Fakten über das Kantorenleben im frühen 18. Jahrhundert außerhalb von Zentren wie Leipzig oder Hamburg interessiert ist, kommt hier auf seine Kosten, denn weil Bokemeyers Verhalten immer wieder zu Streitigkeiten führte, gab es Gründe genug, Briefe und Aktenstücke mit Eingaben, Beschwerden, Protokollen und ähnlichen Textsorten zu füllen. Kommt hinzu, dass Diehl die Dokumente nicht nur erwähnt, sondern auch ausführlich zitiert. Bokemeyers Biographie wird man jedenfalls in manchen Punkten neu schreiben müssen.

Walter Werbeck, Greifswald

Dieter M e r z b a c h e r / Wolfgang M i e r s e m a n n (Hrsg.): Wirkungen des Pietismus im Fürstentum Wolfenbüttel. Studien und Quellen (Wolfenbütteler Arbeiten zur Barockforschung 53). Wiesbaden: Harrassowitz Verlag 2015, 648 S., 102 Abb., 128,00 €

Der vorliegende Band ist das Ergebnis eines Symposions zum Thema: „Der Pietismus im Fürstentum Wolfenbüttel“, das 2008 in der Herzog August Bibliothek stattfand.

Die insgesamt 15 Beiträge zeigen ein beeindruckendes Spektrum pietistischer Frömmigkeitsentwicklung in dem recht übersichtlichen Wolfenbütteler Herrschaftsbereich. Erkenntnisse aus Geschichtswissenschaft, Theologie sowie Kunst- und Musikwissenschaft spiegeln sich in den Ausführungen der Beiträger wider. Dreh- und Angelpunkt ist das sog. Pietistenedikt von 1692.

Mit der Vorgeschichte und den Voraussetzungen für das Eindringen der pietistischen Bewegung in das Fürstentum Wolfenbüttel beschäftigen sich Inge Mager und Hans-Jürgen Schrader. Den Akteuren in Politik und Theologie im Zusammenhang mit der Entstehung des Pietistenedikts widmet sich Hansgünther Ludewig. Birgit Hoffmann, die sich des Schlüsselthemas annimmt, deutet in ihren Ausführungen das Pietistenedikt als Disziplinierungsmaßnahme gegen die Geistlichkeit, das dogmatischen Rang erhält, indem es als Amtseid Eingang in die Kirchenordnung findet. Sie stellt zugleich den wachsenden Einfluss von theologisch gebildeten Juristen wie Philipp Ludwig Probst von Wendhausen in Religionssachen fest und identifiziert dies als signifikantes Element in der Entwicklung des Konsistoriums und seiner politischen Rolle im beginnenden 18. Jahrhundert. Dietrich Merzbacher konzentriert sich in seinem Beitrag auf Herzog Rudolf August. Es gelingt ihm anhand der Korrespondenz, die Rudolf August vor allem mit Hermann von der Hardt führte, die Zerrissenheit des frommen Herzogs zwischen seiner tiefen, stark nach innen gewandten Religiosität und den ordnungspolitischen Anforderungen seines Bruders Anton Ulrich und seiner Räte herauszuarbeiten. Merzbacher lässt dabei seinen Protagonisten direkt zu Wort kommen. Die Quellenlage bietet Potential. Hervorzuheben ist ebenfalls der Aufsatz von Manfred Jakubowski-Tiessen. Er behandelt vor allem die Haltung des Kurfürstentums Hannover zur pietistischen Bewegung mit interessanten Erkenntnissen über die Stellung der beiden welfischen Fürstentümer zu den separatistischen Bewegungen im Gebiet des Kommunionharz. Das Wolfenbütteler Konsistorium habe dort im Gegensatz zu der konfrontativen Religionspolitik Hannovers seine Geistlichen dazu angehalten, den Separatismus allein durch überzeugende Belehrung zurück zu drängen. Jakubowski-Tiessen unterscheidet zwischen kirchlichem Pietismus und der radikalpietistischen Bewegung, die vor allem im Harz eine breite Anhängerschaft fand. Entgegen der älteren Forschung sieht er eine konstante und nachhaltige Wirkung des sog. kirchlichen Pietismus in Hannover wie in Wolfenbüttel. Hier vermutet er auch die Ursachen für die „lockere Haltung“ des Wolfenbütteler Konsistoriums. Viele Familien im Fürstentum schickten ihre Söhne auf das Pädagogium der Franckischen Stiftungen in Halle und ließen sie in Halle studieren. Darüber hinaus vermutet er erste Auswirkungen der Aufklärung auf Theologen und Beamte. Doch, so Jakubowski-Tiessen, „diese Fragen harren noch einer detaillierten Erforschung“ (S. 394).

Die Intensität der pietistischen Bewegung im Harz hat das Bild des Pietismus in den welfischen Landen entscheidend geprägt. Gabriele Canstein hat in ihrem Beitrag diese Intensität an zwei ausgewählten Beispielen in Zellerfeld und Harzburg eindrücklich

beschrieben. Oftmals waren es die konkreten Bedingungen vor Ort; bestimmte Personen oder politische Begleitumstände, die eine Eskalation der Situation herbeiführten oder vermieden. Die relative Toleranz des Konsistoriums in Wolfenbüttel war hier nicht immer hilfreich. Canstein resümiert, dass sich die örtlichen Geistlichen häufig im Stich gelassen fühlten. Die Kollegen im hannoverschen Teil, so Cansteins These, hätten es mit ihrem Konsistorium im Rücken leichter gehabt, den Separatisten entgegenzutreten. Zweifellos trug das komplizierte Verfahren der gemeinschaftlichen Verwaltung des Kommunionharzes durch Wolfenbüttel und Hannover zu der relativen Stabilität radikalpietistischer Tendenzen im Harzraum bei.

Die folgenden Beiträge geben einen Einblick in die Weite des Spektrums der pietistischen Bewegung. So etwa die Ausführungen von Wolfgang Miersemann über das Wirken des pietistischen Geistlichen und Dichterkomponisten Heinrich Georg Neuß und von Cornelia Niekus Moore, die die Gebetbücher der Herzogin Elisabeth Juliane auf ihren Pietismusbezug prüft. Dianne M. McMullen thematisiert das Liedschaffen von Johannes Anastasius Freylinghausen. Gudrun Busch untersucht die Lieder der Gandersheimer Kanonisse Sophia Eleonora zu Braunschweig-Lüneburg und stellt Einflüsse von Freylinghausens „Hallischem Gesangbuch“ fest. Hans Otte analysiert das „Geistliche Kleeblatt“ (1. Auflage 1691) von Caspar Calvör und arbeitet dessen auf Dialog ausgerichtete Verhältnis zur pietistischen Bewegung heraus. Paul Raabe untersucht die Beziehungen August Hermann Franckes nach Wolfenbüttel, die auch nach dem Erlass des Pietistenedikts noch nachweisbar sind. Matthias Paul würdigt vor allem die Visitationsprotokolle als wichtige Quelle zum Pietismus in Gandersheim, der Geburtsstadt Freylinghausens und zweitem Zentrum der pietistischen Bewegung im Fürstentum Wolfenbüttel. Ulrike Gleixner betrachtet den Briefwechsel der Äbtissin von Gandersheim, Elisabeth Ernestine Antonie von Sachsen-Meiningen, mit Gotthilf August Francke.

Von besonderer Bedeutung ist der umfangreiche Quellenteil dieses Sammelbandes. Er präsentiert Schlüsseltexte zu den Aufsätzen und wirft zugleich Schlaglichter auf die Bedeutung und den Bestand der Überlieferung, die damit in das öffentliche Bewusstsein gehoben wird. Zu den edierten Texten gehört auch die Entwurffassung des Pietistenedikts. Aktenkundlich interessant ist, dass es sich um einen beglaubigten Entwurf, gezeichnet mit den Unterschriften der Herzöge, handelt.

Hilfreich ist das Quellenverzeichnis und das Personen- und Ortsregister. Das Verdienst dieses Tagungsbandes ist es, dass er die Heterogenität der pietistischen Bewegung, die mitunter ambivalente Reaktion der Protagonisten und die unterschiedliche Intensität obrigkeitlicher Zwangsmaßnahmen am Beispiel einer bestimmten Region thematisiert und interdisziplinär aufarbeitet. Die hier vorgestellten Forschungen verdeutlichen eindrücklich die Vielschichtigkeit des Pietismus als Frömmigkeitsbewegung, die seit dem ausgehenden 17. Jahrhundert breite Bevölkerungsschichten erfasste.

Roxane Berwinkel, Braunschweig

Brage B e i d e r W i e d e n / Ulrike W e n d t – S e l l i n / Hans-Jürgen D e r d a (Hrsg.): Hier wird regiert! Die Beamten im Dienste des durchlauchtigsten Herzogs Anton Ulrich. (Kleine Reihe des Braunschweigischen Landesmuseums 6). Braunschweig 2014, 191 S., Abb., 8,50 €

Bei dieser Publikation, im Schmalformat qualitativ und ansprechend von der Firma Grafisch (Berlin) gestaltet, handelt es sich um einen Begleitband zu der gleichnamigen Ausstellung, die aus Anlass des 300. Todesjahres Herzog Anton Ulrichs im Braunschweigischen Landesmuseum – Kanzlei Wolfenbüttel zu sehen war. Eine Präsentation in situ, denn das massive Renaissancegebäude in der Kanzleistraße war Sitz wichtiger zentraler Behörden des Fürstentums Wolfenbüttel, nicht zuletzt der Aktenregistratur, die sich im Lauf der Zeit zum Archiv wandelte. Wenige wissen, dass das alte Archiwgewölbe im Erdgeschoss mit den eingepassten alten Schränken erhalten ist. Erst 1954 zogen Akten und Archivare in den Neubau am Forstweg und das ehemalige Kanzleigebäude wurde Sitz der archäologischen Abteilung des Landesmuseums. Für prähistorische Exponate erwiesen sich die Räume des Gewölbes als nicht geeignet und so fiel der Raum der Vergessenheit anheim. Die Schrankfassaden wurden unsachgemäß grün übermalt und die Schubladen mit ihren alten Aufschriften gingen verloren. Mit der Sonderausstellung von 2014 kehrten erstmals wieder einzelne Archivalien ins Gewölbe zurück, diesmal hinter Glas dargeboten.

Ausstellung und Begleitband wurden in enger Zusammenarbeit von Wissenschaftlern des Braunschweigischen Landesmuseums (Ulrike Wendt-Sellin, Wolf-Dieter Steinmetz), des Niedersächsischen Landesarchivs – Standort Wolfenbüttel (Brage Bei der Wieden, Martin Fimpel, Roxane Berwinkel, Silke Wagener-Fimpel), von Reinhold Wex (ehemals Anton-Ulrich-Museum), Peter Albrecht (ehemals TU Braunschweig) und Markus Friedrich (Universität Hamburg) erarbeitet. Fast alle Beiträger sind in der Frühneuzeitforschung spezialisiert. Das garantiert Texte auf Augenhöhe mit der Forschung und gibt dem Ganzen den Schwung. Der interessierte Laie kann sich ein Bild machen und erfahren, wie spannend Landesgeschichte auf Regierungs- und Behördenebene sein kann. Der Fachmann ist dankbar und sieht sich in den Anmerkungen auf Literatur, gedruckte Quellen und Archivmaterial verwiesen. Aufgelockert ist das Bändchen durch Abbildungen der Exponate, verschiedenfarbig unterlegt; oft ist ihnen eine ganze Schmalseite reserviert. Eine Zeittafel, ein Stammbaum und eine Bibliografie runden die Veröffentlichung ab.

Die Autoren folgten ihren Neigungen und ihrer Kompetenz und schneiden strukturelle Themen an oder stellen Ereignisse heraus, die beispielhaft zeigen, wie regiert werden konnte. Zu verdeutlichen waren die zentralen Regierungskollegien wie der Geheime Rat, die Kammer, die (Justiz-)Kanzlei und das Konsistorium, denen sich Wendt-Sellin und Bei der Wieden widmen. Die Baugeschichte des Ausstellungsorts durfte nicht fehlen (Steinmetz). Das heutige Kanzleigebäude hat nur noch wenig mit dem Ursprungsbau des Hans Vredeman de Vries zu tun (vgl. Barbara Uppenkamp, *Das Pentagon von Wolfenbüttel*, 2005, S. 98-102). Zeugnisse der Selbstinszenierung und politischen Propaganda sind die von Anton Ulrich zwischen 1689 und 1706 geprägten prächtigen Medaillen (Wex). Sie beziehen sich auf Schloss und Garten von Salzdahlum, auf das Invasionsjahr 1702 (wiederhergestellte Eintracht mit dem Hauptregenten, dem Bruder Herzog Rudolf August) und die Goldene Hochzeit eines Bürgerpaars in Braunschweig. Die wolfenbüttelsche Archivgeschichte wird in vergleichender Perspektive gesehen; aufschlussreich sind zudem die ganz unterschiedlichen Karrieren der Archivleiter zur Zeit Anton Ulrichs (Friedrich). Im Wolfenbütteler Archiv wurden nicht nur die Fürstentestamente der einheimischen welfischen Linie deponiert (dasjenige Anton Ulrichs von 1714 weist heute Spuren des Braunschweiger Schlossbrandes von 1830 auf), sondern auch ein Exemplar des Testaments König Georgs I. von Großbritannien

von 1716 nebst späterem Kodizill. Der Erbe Georg II. unterdrückte die Wünsche seines Vaters nach dessen Tod und verlangte die Auslieferung (Bei der Wieden).

Zur Ereignisgeschichte: Spektakulär war die Absetzung des Herzogs Anton Ulrich durch den Kaiser 1702 und der Einmarsch der kurhannoverschen Truppen ins braunschweigische Land (Fimpel). Die Konversion des Herzogs zur römisch-katholischen Kirche im Jahre 1710 stieß auf Widerstand der Räte, der Landeskirche und der Landstände, der sich in drei Schreiben vom März dieses Jahres artikulierte (Berwinkel). Die Hinrichtung des Hofjägermeisters Johann Georg Hoffmann im Jahr 1743, die unmittelbar vor dem Tatort, der Kanzlei, stattfand, gibt Einblick in die Strafrechtspflege der damaligen Zeit (Wagener-Fimpel).

Als Lessing von Hamburg kam, wurde in Wolfenbüttel nicht mehr regiert (als zentrale Behörden verblieben allerdings das Archiv, die Bibliothek und das Konsistorium, und das bis heute). Die Stadt setzt zur Zeit in ihrer Öffentlichkeitsarbeit dagegen ganz auf Lessing; außerdem soll ein Stadt- und Bürgermuseum entstehen. Man kann gespannt sein, ob das bürgerliche Wolfenbüttel für solche Zwecke attraktiv genug ist. Der Glanz ging nun einmal vom Hof aus und es fragt sich, ob nicht die einstige Funktion der Stadt als Herzogsresidenz und Mittelpunkt der Verwaltung noch mehr in den Vordergrund zu stellen wäre (die kürzlich erfolgte Restaurierung der Fürstengruft in der Hauptkirche durch die Jägermeister-Stiftung war ein wichtiger Schritt nach vorn). Anders als Hannover und Celle war Wolfenbüttel eine von den Fürsten geplante und errichtete Stadt – eine „Renaissancestadt“ mit geraden Achsen und weiträumigen Plätzen. Darin bietet Wolfenbüttel in Niedersachsen ein „Alleinstellungsmerkmal“.

Ulrich Schwarz, Wolfenbüttel

Sibylle Heise: Ein „Hausbuch“ aus Hornburg. Aufzeichnungen der Bürger und Brauer Just Heinrich Brinckmann und Johann Christoph Bornemann 1701-1776 (Beihefte zum Braunschweigischen Jahrbuch 18). Braunschweig: Appelhaus Verlag 2015, 132 S., 18,00 €

Vor einigen Jahren erhielt das Stadtarchiv in Hornburg eine ungewöhnliche Handschrift als Depositum. In diesem „Hausbuch“ hatten zwei angesehene Hornburger Bürger, Großvater und Enkel, für ihre Familie zwischen 1701 und 1776 für jedes Jahr in wenigen Sätzen festgehalten, was ihnen wichtig erschien: Politische, wirtschaftliche und Naturereignisse, insbesondere solche, die ihr unmittelbares Lebensumfeld beeinflussten. Ein solches privates Dokument aus der Feder von Menschen, die nicht der Verwaltung, der gesellschaftlichen oder geistigen Elite ihrer Zeit angehörten, stellt für die frühe Neuzeit eine Seltenheit dar.

Die Hornburger Stadtarchivarin Sibylle Heise, die in den vergangenen Jahren schon so manchen Schatz aus dem Stadtarchiv in größeren und kleineren Veröffentlichungen präsentiert hat, hat es unternommen, das „Hausbuch“ zu edieren.

Der eigentlichen Edition vorangestellt ist eine ausführliche Einleitung, bestehend aus der Quellenbeschreibung und einem Aufsatz, der einen Einblick in die Lebenswelt der beiden Schreiber im 18. Jahrhundert ermöglicht. Hierfür konnte die Autorin vor allem aus der guten Überlieferung des Stadtarchivs, aber auch aus anderen gedruckten und un-

gedruckten Quellen schöpfen, die die Informationen des „Hausbuchs“ ergänzen. Lage, Verkehrswege, kirchliche Verhältnisse, Stadtverwaltung, Bevölkerungsstruktur, Gewerbe und Landbesitz werden ebenso kenntnisreich vorgestellt wie die wirtschaftlichen Verhältnisse einer Kleinstadt, die überwiegend von Landwirtschaft, Hopfenanbau und Brauwesen lebte. Als Folge des Siebenjährigen Krieges verschlechterte sich die ohnehin bescheidene wirtschaftliche Lage Hornburgs noch einmal deutlich.

Von sich selbst geben die beiden Schreiber in dem Hausbuch nur wenig preis. Dennoch gelingt es Sibylle Heise, mit Hilfe von Archivquellen und Kirchenbüchern die Lebensläufe sehr detailliert nachzuzeichnen. Just Heinrich Brinckmann (1686-1763), Enkel eines Pfarrers, hatte eine gute Schulbildung genossen und war vergleichsweise begütert, denn er besaß mehrere größere Acker- und Wiesenflächen sowie Gartenland. Bereits als 15jähriger begann er mit seinen Aufzeichnungen, die er von vornherein in drei Teile teilte: „Von den göttlichen Dingen“, „Von weltlichen Dingen“ und „Vom Hausstande“. Dabei orientierte er sich an der Soziallehre von den drei Ständen, die in der Reformationszeit besonders von Martin Luther verbreitet wurde. Um 1758 übergab er das Heft an seinen 15jährigen Enkel Johann Christoph Bornemann (1743-1817), der das Heft fortsetzte, sich dabei allerdings auf Hornburger Ereignisse beschränkte.

Der Untertitel des ersten Abschnitts macht deutlich, was Brinckmann in einer christlich geprägten Umgebung als gottgegeben ansah: *Krieg, Pestilenz und teure Zeit, Frost und Hitze* waren existenzielle Gefährdungen, die vielfach miteinander zusammenhingen.

Die große Pestepidemie, die sich während des Nordischen Kriegs in Nord- und Osteuropa verbreitete, fand zwischen 1708 und 1713 auch ihren Niederschlag in Brinckmanns Annalen, der von Bußtagen und Bittgottesdiensten berichtet, als die Epidemie immer näher rückte und schließlich sogar in der Mark Brandenburg auftrat. Brinckmann ergänzte seine eigenen Erlebnisse und Beobachtungen durch weitere Quellen wie Zeitungen, Schreibkalender, öffentliche Bekanntmachungen und die Neuigkeiten an der Poststation.

Besonders faszinierend sind seine detaillierten Schilderungen von Wetter-, Witterungs- und sonstigen Naturphänomenen. Gerade vor dem Hintergrund der heutigen Diskussion um den Klimawandel erscheint es wichtig, die historische Klimaentwicklung zu kennen, um Vergleichsmöglichkeiten zu haben. Hierfür bieten die Hornburger Annalen äußerst zuverlässiges Material, wie die Herausgeberin durch Parallelquellen und Forschungsliteratur in ihrem ausführlichen Anmerkungsapparat immer wieder bestätigen kann. Das im Jahre 1716 von Brinckmann beschriebene Nordlicht etwa (S. 43f.) wurde in weiten Teilen Europas beobachtet und veranlasste zahlreiche Wissenschaftler, unter anderem den englischen Astronomen Halley, zu entsprechenden Publikationen. Wie in dieser Zeit üblich, betrachtete auch Brinckmann derartige Phänomene als Vorzeichen kommender, meist bedrohlicher Ereignisse, und dieses waren in einer von Agrarprodukten lebenden Gesellschaft insbesondere ungünstige Witterungsbedingungen. Entsprechend nehmen seine Schilderungen der Ernteergebnisse und Getreidepreise breiten Raum ein und lassen erahnen, welche Katastrophe Missernten bedeuteten.

Den politischen Hintergrund, vor dem sich Brinckmanns Leben abspielte, stellt er im zweiten Teil seiner Annalen dar. Hornburg war damals nicht braunschweigisch, sondern lag an der Peripherie des Fürstentums Halberstadt und gehörte somit zu Preußen, das in



dieser Zeit zur Hegemonialmacht in Norddeutschland aufstieg. Es verwundert daher nicht, dass vor allem Familienereignisse im preußischen Königshaus Erwähnung finden. Aber auch Personalnachrichten vom Kaiser- und Zarenhof, aus Frankreich, Spanien, Hannover und nicht zuletzt vom benachbarten braunschweigischen Herzogshof waren ihm einige Zeilen wert. Man liest von der Anwerbung von Siedlern in den durch die Pest entvölkerten preußischen Gebieten, darunter auch aus Hornburg. Auch die Eingriffe des reformierten preußischen Königs in lutherische Kirchengebräuche finden Erwähnung. Etwas mehr Raum gibt der Schreiber den Kriegsereignissen dieser Zeit (u. a. Schwedischer Krieg, Schlesische Kriege, Polnischer Thronfolgekrieg). Unmittelbar betroffen war Hornburg jedoch erst vom Siebenjährigen Krieg, den Brinckmanns Enkel Bornemann schildert und den die Herausgeberin aufgrund früherer Vorarbeiten besonders gründlich kommentieren kann. Im dritten Teil finden sich vor allem Angaben zu den Hopfenernten und den dafür erzielten Preisen, eine Fundgrube für Wirtschaftshistoriker. Ereignisse in der eigenen Familie werden dagegen nur mit wenigen Worten erwähnt, außerdem Personalveränderungen in Kirche und Verwaltung. Aufsehen erregt haben seinerzeit wohl auch einige Unglücksfälle sowie eine Judentaufe.

Beschlossen wird die Edition durch einen Anhang mit ergänzenden Quellen bzw. Quellenauswertungen nebst Register. Heise beschreibt hier die „Anomalien von Witterung und Wetter in Hornburg 1701-1776“ und hat die betreffenden Jahre übersichtlich zusammengestellt. Da finden sich beispielsweise Jahre mit strengen Wintern, Hitzesommern, Stürmen und Überschwemmungen durch die häufig auftretenden Hochwasser des Flusses Ilse sowie Missernten durch Kriege, Mäuse oder Starkregen in der Erntezeit. Not bei Menschen und Tieren wiederum begünstigte Krankheiten. Mehrere Male berichtet das Hausbuch von erhöhten Sterbezahlen, beispielsweise durch Blatternepidemien. Und auch dies kann Heise durch eine statistische Auswertung der Kirchenbücher belegen: Welche Dramatik sich hinter den nüchternen Zahlen verbirgt, mag das Kältejahr 1740 verdeutlichen, wo die Zahl der Toten auf 118 gegenüber 76 im Vorjahr anstieg. Sehr gut passt hierzu eine weitere kleine Quelle aus dem Niedersächsischen Landesarchiv in Wolfenbüttel, die Heise ebenfalls ediert: In 66 anschaulichen Strophen beschrieb hier der Ahlumer Pastor Conrad Samuel Rüdemann den ungewöhnlich harten Winter 1739/40 mit seinen Folgen und deutet ihn theologisch.

Sibylle Heise ist für ihre vorbildliche Edition, die eine Fülle von Anregungen für weiterführende Forschungen bietet, sehr zu danken.

Silke Wagener-Fimpel, Wolfenbüttel

Peter J u n g b l u t: Ein verteufeltes Leben. Simson Alexander David (1755-1812) – der Journalist, den Deutschland zur Hölle wünschte. Berlin: epubli GmbH, 2. Aufl. 2015, 450 S., 28,90 €

Die Geschichte des Journalismus kennt viele berühmte Vertreter. In Erinnerung geblieben sind besonders jene, denen es gelang, Missstände aufzudecken und durch ihre Arbeit die Meinung der Gesellschaft zu beeinflussen. Andere wiederum wurden zu Opfern der politischen, gesellschaftlichen und technischen Gegebenheiten ihrer Zeit.

Der Historiker und Journalist Peter Jungblut hat es unternommen, die bewegte Biographie eines solchen Vertreters seiner Zunft vorzustellen: Simson Alexander David (1755 – 1813) ist heute weitgehend unbekannt ist, gehörte aber zu Lebzeiten zu den meist-gehassten Deutschen seiner Zeit. Jungbluts 2012 erstmals mit dem Untertitel „Karriere eines Feindbilds“ erschienen Buch ist nun als vollständig überarbeitete und erweiterte Neuauflage zu haben.

Aus braunschweigischer Perspektive sind mehrere Aspekte von besonderem Interesse: Geboren wurde er in Braunschweig als jüngstes Kind des jüdischen braunschweigischen Hof- und Kammeragenten Alexander David. Anschaulich schildert Jungblut dessen unvergleichlichen Aufstieg, die außerordentlichen Fähigkeiten und den kaufmännischen Weitblick dieses gebildeten und wohlhabenden Mannes, der allerhöchste Protektion genoss und nicht zuletzt auch zum Wiederbegründer der jüdischen Gemeinde in Braunschweig wurde, indem er eine Synagoge in seinem Anwesen am Kohlmarkt einrichtete. Nach seinem Tod 1765 hatten seine Söhne eine weniger glückliche Hand in Finanzangelegenheiten, und schon bald war das große Vermögen dahin. Auch Simson fiel schon als Jugendlicher durch Geltungsbedürfnis und Verschwendung unangenehm auf. Wie sein Vater wollte er Geschäftsmann werden und gründete eine Kunsthandlung. Doch weil er dem kunstbegeisterten und ausgabefreudigen Herzog Carl I. trotz eines drohenden Staatsbankrotts Luxuswaren lieferte und obendrein in einen Lottobetrug verwickelt war, landete er 1780 sogar im Gefängnis, denn der neue Herzog Carl Wilhelm Ferdinand hatte wenig für die Günstlinge seines Vater übrig.

In dieser Situation half ihm der Dichter Gotthold Ephraim Lessing, der von Simsons Unschuld überzeugt war, und wurde zu einem engen Vertrauten. Unter dem Namen „Alexander Daveson“ ist Simson in der Lessing-Forschung durchaus bekannt, lebte er doch seit seiner Entlassung aus dem Gefängnis überwiegend im Wolfenbütteler Haus des Dichters, unterstützte ihn bei finanziellen Engpässen und stand ihm auch am Sterbebett zur Seite. Gänzlich neue Enthüllungen dürfen von dem Kapitel „Lehrstunden bei Lessing“ daher zwar nicht erwartet werden, reizvoll ist der Blick auf den Dichter aus der Perspektive einer „Nebenfigur“ der Literaturgeschichte aber allemal.

Nach Lessings Tod ging David nach England, ließ sich dort angeblich taufen und arbeitete als Reisebegleiter und Sprachlehrer. Neun Jahre später kehrte er unter dem Namen Karl Julius Lange zurück, legte sich später auch einen Professorentitel zu. In Hamburg, Hannover und anderen Städten suchte er vergeblich Erfolg als Schauspieler und Deklamator, der dem Publikum englische Sprache und Kultur nahebringen wollte. Besser lief es für ihn in Braunschweig, wo ihn der Herzog, der ihn einst ins Gefängnis gebracht hatte, nun herzlich empfing. 1792 erschien seine erste journalistische Arbeit, ein Artikel in der „Wiener Zeitschrift“, der alle journalistischen Stärken zeigte, die ihn auf seinem weiteren Berufsweg auszeichnen, ihm aber auch sein Leben erschweren sollten: „Lust an der Satire, seine Liebe zur deutschen wie englischen Sprache und Kultur, seine Weltläufigkeit, seine Abneigung gegen alle Art von Kleingeistigkeit, sein ausgeprägtes Selbstbewusstsein“ (S. 94). Zielscheibe dieses Artikels war ausgerechnet der Braunschweiger Autor, Erzieher und Aufklärer Johann Heinrich Campe, über dessen Bestreben, Fremdwörter einzudeutschen und durch Neuschöpfungen zu ersetzen sich Lange mokierte. Auf seinem weiteren Berufsweg als Schriftsteller stößt man immer wieder auf prominente Namen. Noch auf Lessings Empfehlung hin suchte er Moses

Mendelssohn in Berlin auf. Alexander von Humboldt verfasste für ihn einen – erfolglosen – Empfehlungsbrief an Friedrich Schiller, an dessen renommierter Zeitschrift „Die Horen“ Lange gern mitgearbeitet hätte; Christoph Martin Wieland nahm immerhin eine Buchankündigung in seine Zeitschrift „Neuer Teutscher Merkur“ auf.

Wirkliches Aufsehen erregte aber erst ein sehr kritisches Buch Langes über die Schweiz, das in Basel wegen radikaldemokratischer Tendenzen verboten wurde (1795). Seit 1796 lebte er im damals preußischen Bayreuth, woher seine zweite Frau stammte, und begann dort eine Karriere als Journalist. Sein neues Zeitungsprojekt, die „Deutsche Reichs- und Staatszeitung“, kam unter aktiver Förderung des dortigen leitenden Ministers von Hardenberg heraus, der das Blatt mit einer deutlich gegen Österreich und Russland gerichteten Tendenz für seine (geheime) Pressepolitik nutzte. 1799 wurde Lange aber auf Druck des österreichischen Hofes doch verhaftet, weil er behauptet hatte, der Kaiser habe die Ermordung von französischen Gesandten auf dem Rastätter Kongress angeordnet. Trotz Hardenbergs Protektion bedeutete dies das Ende der Zeitung. Lange konnte zwar aus dem Hausarrest nach Göttingen fliehen, wurde nach der Rückkehr aber erneut verhaftet und flüchtete 1799 ins damals dänische Altona. Nach weiteren erfolglosen publizistischen Projekten zog er nach Berlin und erhielt dort von König Friedrich Wilhelm III. die Lizenz für eine Tageszeitung. Der „Telegraph“ – die erste und einzige täglich erscheinende Zeitung Deutschlands – wurde allerdings nicht das von den preußischen Behörden erhoffte Propagandablatt, vielmehr schlug Lange sich bald auf die Seite der französischen Besatzer, deren europaweit gelesenes halboffizielles Sprachrohr der „Telegraph“ wurde. Kaiser Napoleon persönlich war auf Lange aufmerksam geworden und hatte Interesse daran, dessen journalistisches Geschick für seine eigene Pressepolitik zu nutzen. Dieses Angebot, das Lange unter den gegebenen Umständen schlecht ablehnen konnte, schmeichelte seiner Eitelkeit und bot finanzielle Vorteile, entsprach aber durchaus auch seinen demokratischen Gesinnungen, war er doch von jeher ein revolutionär gesinnter, aufgeklärter Zeitgenosse. Vielen galt er freilich mit seiner Kritik an der preußischen Monarchie, den starren Verwaltungsstrukturen und auch an der allseits verehrten Königin Luise als Landesverräter, so dass er allgemein bei der Bevölkerung verhasst war. Später arbeitete er einige Zeit als Oberzensor und Presseüberwacher im französischen Stab. Als französischer Armeebeamter soll er Napoleons Russlandfeldzug mitgemacht haben und ist vermutlich um 1812/13 im weißrussischen Minsk ums Leben gekommen.

Ein spannender Stoff also, den der Autor nicht nur sorgfältig recherchiert hat (knapp 1000 Quellennachweise finden sich am Buchende, darunter u. a. Archivalien aus dem Landesarchiv in Wolfenbüttel und dem Braunschweiger Stadtarchiv), sondern auch unterhaltsam und mit Sprachwitz zu präsentieren versteht. Er erliegt nicht der Versuchung, seinen Helden zu glorifizieren, sondern hält eine mitunter ironische Distanz. Und tatsächlich scheint Lange trotz seiner Talente, die Jungblut durchaus würdigt, kein unproblematischer Zeitgenosse gewesen zu sein, eitel, empfindlich und spottlustig wie er war. So kann man sich an Formulierungen wie der folgenden erfreuen: „Wirklich ernst genommen fühlte sich Lange wohl nur von Napoleon. Ungeachtet ihrer Körpergröße waren beide fest davon überzeugt, dass außer ihnen alles in der Welt zu klein geraten war.“ (S. 24). Ganz andere Charakterzüge treten dagegen in der Episode mit Lessing zutage: Hier erlebt man Lange dankbar, bewundernd, diskret, loyal und uneigennützig.

Als Kostprobe finden sich im Anhang etwa 40 Seiten aus verschiedenen Arbeiten des Journalisten, die es erlauben, sich ein eigenes Bild von seinem Schreibstil zu machen, dazu ein reichhaltiges Literaturverzeichnis und ein Personenregister. So stellt dieses lesenswerte Buch zugleich einen wichtigen Beitrag zur Pressegeschichte der napoleonischen Zeit dar.

Silke Wagener-Fimpel, Wolfenbüttel

Gerd B i e g e l (Hrsg.): Auf dem Weg nach Waterloo ... Der Schwarze Herzog für Braunschweig gegen Napoleon. Göttingen: MatrixMedia Verlag 2015, 248 S., zahlreiche, meist farbige Abb., 20,00 €

Herzog Friedrich Wilhelm von Braunschweig, der „schwarze Herzog“, ist wahrscheinlich – nach Heinrich dem Löwen – der bekannteste der in Braunschweig regierenden Welfen. Durch den Zug seiner „schwarzen Schar“ durch feindlich besetzte Gebiete im Jahre 1809 verknüpfte er – wenigstens punktuell – braunschweigische und deutsche Geschichte. 1815 fiel er an der Spitze seines Korps in der Schlacht bei Quatre-Bras. Der 200. Todestag bot Anlass für eine Ausstellung im Braunschweigischen Landesmuseum („Wann ist ein Held ein Held? Der Schwarze Herzog 1815/2015“) und den vorliegenden Sammelband. Im Jahr zuvor war eine populär-wissenschaftliche Biografie des Herzogs von Christopher Schulze erschienen; Hans Kolmsee veröffentlichte 2015 neue Forschungen in zwei Broschüren (s. auch seinen Beitrag in diesem Jahrbuch) und Ruthard von Frankenberg publizierte Auszüge aus den Memoiren des braunschweigischen Majors Wilhelm Erdmann von Frankenberg („Im schwarzen Korps bis Waterloo“).

Der anzuzeigende Band vereint in einer Aufmerksamkeit weckenden Ausstattung ganz unterschiedliche Beiträge. Die inhaltliche Klammer bilden drei Beiträge von Gerd Biegel: die Darstellung der Koalitionskriege gegen das revolutionäre Frankreich, die Biografie des schwarzen Herzogs (S. 77-118) und eine Denkmal- und Erinnerungsgeschichte bis 1890, die auf eine umfangreichere monografische Studie hinweisen soll (S. 239, Anm. 165). Einzelthemen, die zum Leben des Herzogs in unmittelbarer Beziehung stehen, behandeln Sebastian Besgen („Marie – Prinzessin von Baden, Herzogin von Braunschweig“), Gerhard Schildt („Braunschweig unter westphälischer Herrschaft. Erfahrungen und späte Folgen“), Eike Kuthe („Der Zug der Schwarzen Schar 1809. Anfang einer Heldenlegende“) und Michael Hundt („Der Wiener Kongress und Braunschweig“). Henning Steinführer beschreibt die Handschrift eines Offizierstagebuchs; Vanessa Knob, Annica Nordt und Alissa Shah edieren Auszüge aus den Aufzeichnungen eines Braunschweiger Kaufmannslehrlings, der als Feldwebel den Feldzug 1815 mitmachte. Angela Klein analysiert die Lieder und Gedichte, die Friedrich Wilhelm und seine Taten feiern. Matthias Steinbach schließlich nähert sich Napoleons Erlebniswelt auf literarische Weise.

Die Darstellungen und Bewertungen stützen sich meistens auf die Faktenbasis der einschlägigen Literatur, namentlich das „biographische Denkmal“ des „Heldenfürsten“ von Ferdinand Spehr und vor allem Paul Zimmermanns Friedrich-Wilhelm-Biografie. Insgesamt geben sie ein recht komplettes Bild dessen ab, was wir vom schwarzen Herzog wissen und gegenwärtig mitteilenswert zu sein scheint. Rez. hält zwei Befunde für besonders erwähnenswert. Erstens den Umstand, dass die Militäraktionen des Herzogs, für

die er sogar sein Leben einsetzte, in politischer Hinsicht ohne jede Bedeutung blieben. Im System der großen Mächte hatte Braunschweig keine Stimme. Der König von Großbritannien bzw. sein ihn vertretender Sohn (ein Schwager und naher Verwandter des Herzogs) ließ durch den Grafen Münster nur eigene hannoversche Interessen verfolgen. Und Friedrich Wilhelm war nicht Politiker genug, ein einziges hildesheimisches Amt oder wenigstens – durch einen Ringtausch – eine Arrondierung seines Territoriums zu erlangen (Hundt). Der Herzog von Oldenburg hingegen – das nur als Folie – konnte mit russischer Unterstützung seine Herrschaft ganz erheblich erweitern und zum „Großherzog“ avancieren. Zweitens: Die literarischen Preisungen stilisierten Friedrich Wilhelm in klassischer Manier zum Tugendexempel; sie ehrten seine Haltung, nicht seine Leistungen (Klein).

Da an verschiedenen Stellen fehlende Quellennachweise in Zimmermanns grundlegendem Werk moniert werden, scheint ein kleiner Exkurs nicht überflüssig zu sein: Die Veröffentlichung „Der Schwarze Herzog Friedrich Wilhelm von Braunschweig“ sollte nach Zimmermanns Absicht alle Quellen und sämtliche Literatur auswerten und die biografische Forschung zum schwarzen Herzog abschließen. Bei Zimmermanns Tod lag das Manuskript zwar im Wesentlichen vollständig, aber noch nicht druckreif vor. Für den Druck hat es – im Auftrag der Historischen Kommission – Robert Multhoff bearbeitet und den Text dabei nicht nur stark gekürzt, sondern auch in die Formulierungen eingegriffen. Zimmermanns Manuskript liegt aber vor und kann im Landesarchiv benutzt werden.

Um das zu exemplifizieren: S. 81 wird ein Nachweis zur Erbfolgeregelung von 1801 verlangt. Im Manuskript findet sich S. 42 als Nachweis: „Er [Karl Wilhelm Ferdinand] hatte eigenhändig ein Exposé darüber aufgesetzt, Datum 5. Febr. 1801.“<sup>1</sup> S. 198, Anm. 41 heißt es, Zimmermann habe („leider ohne Belege“) gemeint, es sei geplant gewesen, den Herzog mit dem Großherzogtum Berg abzufinden. Das sei jedoch unwahrscheinlich. Die Belege bietet das Manuskript S. 328, nämlich J. L. Römer: Herzog Friedrich Wilhelm als Mensch (Braunschweig 1815), S. 102ff.; Willy Rosenthal: Eine Braunschweigische Thronkrise vor 100 Jahren, in: BsM 1907, S. 56; Morgenstern, S. 47f. (bezieht sich auf das Manuskript, nicht auf die knappe Auswahl-edition der Erinnerungen des Obersten Franz Morgenstern). Entsprechend S. 204, Anm. 74 zu Publikationen des Herzogs im „Hamburgischen Correspondenten“ („leider erneut ohne Quellenbeleg“); das Manuskript führt dazu S. 330a-d als Nachweise an: den Hamburgischen Correspondenten vom 3. März 1815 (Nr. 35) und die Mitteilung von R[ömer] im Allgemeinen Anzeiger der Deutschen vom 7. März 1815 (S. 673-677) [zu vergleichen wäre ferner Römer, Friedrich Wilhelm als Mensch, S. 29f.]. – Diese Anmerkungen sollen nicht Zimmermanns Arbeitsweise rechtfertigen, sondern die Empfehlung unterstreichen, angesichts der schwierigen Quellenlage seine in Jahrzehnten zusammengetragenen Sammlungen richtig zu nutzen.

Zurück zum Werk von 2015: In der Zusammenschau der Beiträge erscheint Friedrich Wilhelm vom Heroismus, dem das 19. Jahrhundert huldigte, entkleidet, ohne dass ihm neue Bedeutung zugemessen würde. Wenn diese Tendenz sich fortschreibt, steht zu erwarten, dass der 250. Todestag kein gleich großes Echo mehr finden wird.

Da die Kunst Reservoirs der Imagination und des Nachempfindens erschließen und Kohärenzen erzeugen kann, die außerhalb der Möglichkeiten der Geschichtsschreibung

1 Heutige Signatur: NLA WF 1 Alt 22 Nr. 1892.

liegen, erfordern die literarischen Szenen von Matthias Steinbach noch eine gesonderte Erwähnung. Der Jenaer Pantomime Harald Seime hat Napoleon anlässlich der Doppelschlacht bei Jena und Auerstedt dargestellt. Die Fotos der Gesichtsausdrücke, die er für die wechselnden Situationen fand, inspirierten Steinbach zu assoziativen Szenen, die historische Hintergründe mit pointierenden Formulierungen aus verschiedenen Epochen verknüpfen. Dadurch öffnen sich hermeneutische Einsichten, die freilich rein spekulativ bleiben müssen.

Brage Bei der Wieden, Wolfenbüttel

Geschichte Niedersachsens. Band 4: Vom Beginn des 19. Jahrhunderts bis zum Ende des Ersten Weltkriegs. Hrsg. v. von Stefan B r ü d e r m a n n (Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Niedersachsen und Bremen 283). Wallstein Verlag, Göttingen 2016, zahlr. Abb., 1480 S., 69,90 €

Eines der ehrgeizigsten Projekte der niedersächsischen Geschichtswissenschaft ist fast am Ziel: Die Erarbeitung einer großen landesgeschichtlichen Darstellung vom Mittelalter bis in die Gegenwart. Fast alle geplanten Bände konnten inzwischen erscheinen. Der jüngste unter ihnen ist Band 4, der – in zwei Teilbände aufgeteilt – den für unsere Gegenwart so wichtigen Abschnitt des Zeitraums zwischen 1800 und 1918 darstellt. Dabei handelt es sich um eine umfassende Überblicksdarstellung zur Geschichte Niedersachsens und dessen damaligen Territorien Braunschweig, Hannover, Oldenburg und Schaumburg-Lippe sowie Hessisch-Schaumburg (bis 1866, dann preußische Provinz Hannover). Auf fast 1500 Seiten präsentieren mehr als 20 Autorinnen und Autoren ihr landesgeschichtliches Wissen auf Grundlage des heutigen Forschungsstandes. Gegliedert ist das monumentale Werk in die vier großen Abschnitte 1. Politik, Verfassung und Verwaltung; 2. Wirtschaft; 3. Gesellschaft; 4. Kultur. Letzterer ist besonders weit gefasst und verbindet Kirchengeschichte mit Bildungs-, Literatur-, Musik- und Architekturgeschichte bis hin zur Geschichtskultur und Archivgeschichte. Wie unsere Welt heute aussieht, ist nicht zuletzt ein Produkt der rasanten Veränderungen im Laufe des 19. Jahrhunderts. In den Zeitraum zwischen 1800 und 1918 fielen Weichenstellungen, die in ihrer Wirkung Entscheidungen und Ereignissen des 20. Jahrhunderts in nichts nachstehen bzw. sie erst ermöglichten. Nationalstaaten, Industrialisierung, Bevölkerungswachstum, Agrarrevolution, Auswanderung, Politisierung der Gesellschaft, Massenheere, Weltkrieg sind wenige Begriffe, welche tiefgreifende Veränderungen in der Gesellschaft während dieser rund hundert Jahre umreißen. Diese Felder und noch viel mehr werden für den Raum Niedersachsens sehr kompetent behandelt. Gemeinsamkeiten, aber auch bedeutende Unterschiede zwischen den Territorien werden deutlich und thematisiert. Nur wenig im Bezug auf das Braunschweiger Land kann in dieser kurzen Besprechung erörtert werden.

Zur Ausgangsposition: Nach der kurzen Phase des französischen Satellitenstaates Königreich Westphalen und dem Sieg über Napoleon konnten Hannover und Oldenburg ihre Territorien auf Fürsprache von Großbritannien und Russland bedeutend vergrößern. Braunschweig ging leer aus, obwohl die Welfen auf der Seite Großbritanniens kämpften und beide in diesen Jahren regierenden Herzöge auf dem Schlachtfeld gegen Napoleon fielen. Das Land Braunschweig konnte lediglich seine Fortexistenz – nun als Herzogtum

– sicherstellen. Die politische und verfassungsrechtliche Entwicklung Braunschweigs in der ersten Hälfte des 19. Jh. wird im ersten der beiden Bände anschaulich zusammengefasst. Mit guten Argumenten wird dafür plädiert, den Aufstand gegen Herzog Karl II. wie die Julirevolution in Frankreich 1830 als Revolution einzustufen (145). Wenn ein Monarch auf Druck der Bevölkerung aus seinem Land fliehen muss, ist dieser Begriff sicher angebracht, auch wenn er im Ergebnis „nur“ durch seinen jüngeren Bruder ersetzt wurde. Es hat viel Ähnlichkeit mit dem Antragen einer Krone durch das Volk – auch wenn der Deutsche Bund dieser Deutung entschieden entgegentrat. Ob Herzog Wilhelm nur deshalb sich nicht verheiratet hat oder es konnte, weil Kinder aus dieser Ehe nicht ohne weiteres den Braunschweiger Herzogsthron erben konnten, wie hier behauptet wird, ist allerdings fraglich (151). Die Neue Landschaftsordnung des Herzogtums Braunschweig von 1832 war ein Kompromiss zwischen Monarch und den Führungskräften seines Landes. Dem Resümee dieses Abschnitts, dass in Braunschweig eine Verfassung 1832 geschaffen wurde, die für Stabilität sorgte und fortschrittlicher war als anderswo, weil sie erweiterten Bevölkerungskreisen Verantwortung übertragen hat, ist zuzustimmen. Schließlich waren nicht nur Adel und höheres Bürgertum landtagsfähig, sondern auch Bauern. Erst Ende des 19. Jahrhunderts mit dem Aufstieg der Sozialdemokraten wurde diese Ordnung massiv kritisiert. Nur in Braunschweig hatte die SPD aufgrund der ungleichen Einteilung der Wahlbezirke keinen Sitz im Landtag, obwohl sie jede Landtagswahl nach der Stimmzahl für sich entschieden hätte (361). Dies führte zu einer starken Polarisierung innerhalb der Großstadt Braunschweig, die darin mündete, dass im Ersten Weltkrieg die dortige SPD fast geschlossen zur USPD übertrat. Am Ende schloss sich ein Kreis, könnte man fast meinen: 1830 vertrieben die Braunschweiger als einzige im Deutschen Bund ihren Landesherrn und 1918 waren sie die ersten, die das taten. Ist diese Doppelung nur Zufall oder gibt es doch Ursachen jenseits der Ereignisgeschichte? Vielleicht ist einer der Gründe für diese „Unikate“ doch die Sondersituation Braunschweigs im niedersächsischen Raum, die insgesamt im Handbuch vielleicht zu wenig beachtet wird. Anders als Hannover hat die Großstadt Braunschweig in dem viel kleineren Herzogtum Braunschweig ein viel größeres Gewicht als die Stadt Hannover im Flächenstaat Hannover. Die Nähe zur Regierung war in Braunschweig eine ganz andere. Und auch die Arbeiterschaft hatte entsprechend deutlich mehr Gewicht. Der Braunschweigische Kleinstaat war ein Verdichtungsraum, der soziale Ungleichheiten eher registrierte. Man kann sich fragen, ob die Kleinstaatlichkeit nicht insgesamt zu einer anderen Geschichte führte. Musste man nicht aufgrund der engen Grenzen anders und ideenreicher wirtschaften als in größeren Territorien? Hinweise darauf gibt es. Industriell hatte Braunschweig im Stichjahr 1865 einen Vorsprung von 10 Jahren vor Hannover (537). Das frühe Erkennen der Chancen des Eisenbahnbaus trug ebenso dazu bei wie die industrielle Nutzung der guten Ernteerträge des Braunschweiger Landes (Konservenindustrie, Zuckerrüben). Der hannoversche Agrarstaat verhielt sich gegenüber Gewerbeförderung und Industrialisierung viel abwartender als das Herzogtum Braunschweig (419). Jahrhundertlang hatte Braunschweig als Großstadt die Spitzenposition in Niedersachsen inne. Erst im letzten Drittel fiel sie hinter Hannover zurück. Das lag vor allem an der dezentralen Verkehrsanbindung Braunschweigs nach 1866.

Genau 150 Jahre danach sei die Darstellung dieses für Niedersachsen und die gesamte deutsche Geschichte so wichtigen Jahres in diesem Standardwerk besonders betrachtet.

Interessant ist der nüchterne Blick auf die Annexion Hannovers durch Preußen nach dem Sieg über Österreich und seine Verbündeten: Den Untergang des Königreichs Hannover „werden dagegen die Wenigsten noch als Katastrophe empfinden“, heißt es dort (275). Vielleicht würden manche anders urteilen, wäre Hannover jetzt nicht Landeshauptstadt von Niedersachsen mit all den Vorteilen, die den ehemaligen Hauptstädten wie Braunschweig abhanden gekommen sind. Hannover hatte das Fehlen des Hofes seit dem frühen 18. Jahrhundert lange eingeübt, vielleicht erklärt sich auch so dieses Urteil. Aber war der Preis nicht doch sehr hoch? Das Zweite Kaiserreich war immer noch ein Fürstenbund. Man schaute auf die einzelnen Residenzstädte. Sie waren Aushängeschilder eines Territoriums. Wer dies nicht war, der fiel in die zweite Reihe zurück. Und das ist eben doch keine Kleinigkeit – mit Auswirkungen auf die Anziehungskraft auf Auswärtige und nicht zuletzt auch auf die Gestaltung des Stadtbildes.

Interessant ist die Deutung der Ereignisse von 1866 in diesem Werk aber noch aus anderen Gründen. Der Dilettantismus der hannoverschen Armee steht am Pranger und es wird zudem verneint, dass es zu Bismarcks Einigungspolitik (Einigungskriege) eine Alternative gab. Vielleicht wird eine Mehrheit das so sehen. Es gibt aber auch Gegenstimmen. Gerade an so wichtigen Wendepunkten der Geschichte sollte ein Handbuch auch diesen Stimmen Raum geben. Beispielsweise vertrat Ernst Schubert in der 1997 erschienen, äußerst lesenswerten Niedersächsischen Geschichte (Hucker/Schubert/Weisbrod) eine andere Position. Hannovers König setzte auf Österreich, weil er einerseits tiefe Abneigung gegen Preußen hegte und durchaus zu Recht Siegchancen sah. Warum sollte Österreich mit fast dem gesamten Deutschen Bund nicht gewinnen? Wenn die Sache „gut“ ausgegangen wäre, hätte man Hannover zu seiner klugen Politik gratuliert. Man könnte noch weiter gehen: Hannover hätte das Zünglein an der Waage sein können angesichts gleich starker Gegner. Wien brauchte einen Unruheherd im Norden, der preußische Truppen binden konnte. Hannovers Armee hätte den Hauptkriegsschauplatz nie erreicht und seine Soldaten weitgehend geschont und trotzdem zu den Siegern gezählt. Insgesamt hat Militärgeschichte in diesem Handbuch einen zu kleinen Stellenwert. Das sieht man hier und vor allem an der Darstellung des Ersten Weltkriegs. Das Blickfeld wird fast ausschließlich auf die „Heimatfront“ in Niedersachsen eingeschränkt, aber zum Ersten Weltkrieg gehört natürlich auch die Darstellung der Einsatzorte und Opferzahlen der niedersächsischen Soldaten. Erfreulich breit ist dagegen der Raum, den Literatur, Musik und Bildender Kunst in diesem Handbuch gegeben wird. Keineswegs selbstverständlich ist auch der weite Blick auf die niedersächsische Geschichtskultur und die sie tragenden Institutionen.

Mancher Leser wird darauf sehen, ob „sein“ Territorium ausreichend vertreten ist. Die Anteile der einzelnen Länder sind sicher nicht immer ausgewogen, können es angesichts des unterschiedlichen Forschungsstandes auch kaum sein. Dafür hat der Leser gewiss Verständnis. Insgesamt hat hannoversche Geschichte in den beiden Bänden ein großes Gewicht. Das liegt zum einen an der Konzeption, die dem Land Hannover aufgrund Größe und Bevölkerungszahl deutlich mehr Raum einräumt als den anderen kleineren Ländern. Das liegt aber auch an der Autorenauswahl. Viele haben ihren Forschungsschwerpunkt in der hannoverschen Landesgeschichte. Eine der wenigen Ausnahmen ist der Braunschweiger Historiker Gerhardt Schildt, der den Abschnitt „Arbeiter“ verfasst hat. Das alles ist aber kein Nachteil. Das Werk bietet eine große Fülle von Einzel-



informationen zur braunschweigischen Geschichte, die anhand der Gliederung und durch den sorgfältig erarbeiteten Index leicht aufzufinden sind. Aus Sicht Braunschweigs ist man dankbar für die nun verbesserten Vergleichsmöglichkeiten mit anderen Territorien und auch mit den in den letzten Jahren erschienenen Standardwerken zur allgemeinen Braunschweigischen Landesgeschichte (Jarck/Schildt), Wirtschafts- und Sozialgeschichte (Leuschner u. a.) und Kirchengeschichte (Hoffmann u. a.). In der „Geschichte Niedersachsens“ zeigt sich einmal mehr, dass man im Fachgebiet Landesgeschichte die (leider immer noch heimliche) Königsdisziplin der Geschichtswissenschaft sehen kann, weil man hier für einen bestimmten Raum ganzheitlich denken muss. Und es zeigt sich, professionelle Geschichtsschreibung ist vor allem eins: Harte Arbeit. Wenn diese gepaart ist wie hier mit viel Verstand, dann verdient das Werk die allergrößte Anerkennung.

Martin Fimpel, Wolfenbüttel

Henning S t e i n f ü h r e r / G e r d B i e g e l (Hrsg.): 1913 – Braunschweig zwischen Monarchie und Moderne. Braunschweig: Appelhans-Verlag, 2015, zahlr. Abb., 320 S., 19,90 €

Im Jahr 2013 jährte sich die Fürstenhochzeit zwischen der hohenzollerischen Kaiser-tochter Victoria Luise und Ernst August Herzog von Braunschweig zum hundertsten Mal. Seit der Annexion Hannovers durch Preußen 1866 und der Flucht der hannoverschen Welfen nach Österreich herrschte eine tiefe Abneigung zwischen beiden Adelsfamilien. Die Hochzeit war ein politischer Kompromiss: Berlin akzeptierte die Welfen wieder als Bundesfürsten und die Welfen begnügten sich mit der Rolle als Landesherr von Braunschweig – ohne jedoch generell auf Hannover zu verzichten. Hundert Jahre danach bot die Erinnerung an die Fürstenhochzeit Gelegenheit zu einer intensiven Auseinandersetzung mit braunschweigischer Geschichte vor dem Ersten Weltkrieg, die ihren Niederschlag vor allem in drei eigenständigen Publikationen des Braunschweigischen Landesmuseums, des Städtischen Museums Braunschweig und des Schlossmuseums Braunschweig gefunden haben, die im Braunschweigischen Jahrbuch 2015 besprochen wurden. Teil des Themenjahres war aber auch ein vom Stadtarchiv Braunschweig und dem Institut für Braunschweigische Regionalgeschichte veranstaltetes Kolloquium sowie eine Tagung, deren Beiträge in dem hier zu besprechenden Band publiziert wurden.

Nach einem einleitenden Beitrag von Mitherausgeber Gerd Biegel nehmen die einzelnen Autoren nicht nur die Vorgeschichte und Feier der Fürstenhochzeit in den Blick, sondern beleuchten ganz verschiedene Aspekte der braunschweigischen Geschichte des langen Zeitraums 1800 bis 1918. Hans-Georg Aschoffs Beitrag bietet eine anschauliche Zusammenfassung der politischen Geschichte der Länder von Braunschweig und Hannover. Einen wertenden Vergleich zwischen den beiden im engeren Sinne, wie es der Aufsatztitel eigentlich verspricht, wagt er allerdings nicht. Das schwierige Verhältnis von Hohenzollern und Welfen zwischen 1866-1913 beschreibt Aschoff in einem zweiten Beitrag. Klaus Erich Pollmann betrachtet die reichspolitische Bedeutung der Fürstenhochzeit, deren Vorgeschichte durchaus nicht „glatt“ verlaufen ist, sondern Ergebnis zäher Verhandlungen war – vor allem, weil die Welfen auf Hannover nicht verzichten wollten.

Warum sollten sie auch? Während sie ihr ganzes Land verloren, blieben die preußischen Kriegsgegner im Süden 1866 von Gebietsverlusten fast völlig verschont. Diese Ungleichbehandlung durften sie durchaus als Unrecht empfinden. Vielleicht zu kurz kommt der Blick auf die Motive der Hohenzollern, dieser Hochzeit zuzustimmen. Was hatte Berlin von dieser Aussöhnung? Das Glück der Kaisertochter war es wohl nicht allein. Berlin wollte auch ein innenpolitisches Signal setzen. Das preußische Kaisertum war Ergebnis eines von Bismarck provozierten innerdeutschen Krieges. Natürlich war Habsburg ebenfalls Kaiser aufgrund seiner Macht, aber die richtete sich seit dem Dreißigjährigen Krieg meist nach außen und erschien vielen deshalb erträglicher. Annexionen im Inneren hatte es bislang nur zugunsten (fast) aller Fürsten gegeben. Allenfalls vergleichsweise junge, frühneuzeitliche Aufsteiger in den Fürstenstand verschwanden völlig von der Bildfläche. Mit Preußen war das anders. Nicht nur im Süden wurde der österreichische Kaiser meist mehr verehrt als der Kaiser in Berlin. Hier sollte eine Aussöhnung mit den Welfen helfen, um einen Imagewandel herbeizuführen. „Unbeliebtheit“ ist eine Größe mit Einfluss in der Geschichte. Berlin versuchte, deren Folgen abzumildern.

Wolf D. Gruner bietet einen guten Überblick über die politischen (Nicht-) Möglichkeiten der deutschen Klein- und Mittelstaaten. Hannover wird dabei als Mittelstaat und Braunschweig als Kleinstaat eingestuft. Allerdings: Ein großer politischer Spielraum zwischen den Machtblöcken Preußen und Österreich blieb kaum – egal, ob man Klein- oder Mittelstaat war. Unabhängig davon setzt sich Gruner aber dafür ein, das den Kleinstaat anhaftende „Negativimage“ zu überdenken. Ergänzend sei gesagt, dass hier in der Geschichtswissenschaft schon seit langem ein entsprechendes Umdenken stattgefunden hat – Impulse kamen hier insbesondere von der Frühneuezeitforschung (z. B. These von der „glückhaften Rückständigkeit“ geistlicher Staaten). Gruner konzentriert sich auf die Rolle der Kleinstaat im Verhältnis zu den anderen deutschen Staaten. Fruchtbar bei der Beurteilung von Kleinstaat ist natürlich auch eine innerstaatliche Perspektive „von unten“. Führt die Kleinstaatlichkeit nicht zwangsläufig zu einer anderen Geschichte gerade in einem Land mit hoher Bevölkerungsdichte wie Braunschweig? Bessere Ressourcennutzung, größere Rücksichtnahme oder umgekehrt auch Ablehnung politischer Bewegungen in der Bevölkerung aufgrund der Nähe zwischen politisch Handelnden und „Normalbürgern“? Gerhard Schildt stellt die inneren Möglichkeiten des Braunschweiger Kleinstaats im 19. Jahrhundert heraus – und natürlich auch seine Grenzen. Besonders hebt er dabei die Revolution von 1830, die Landschaftsordnung von 1832, den Eisenbahnbau und die großen Agrarreformen (Ablösung und Separation) hervor. Das Herzogtum Braunschweig war ein verdichteter Raum im Vergleich zu anderen Landstrichen in Norddeutschland. Es spielt in dieser Hinsicht eine Sonderrolle, die auch in anderen Teilen des Buches greifbar wird. Das trifft insbesondere auf den Beitrag von Hans-Ulrich Ludwig über die Braunschweiger Arbeiterschaft und die dortige SPD bzw. USPD zu. In dieser kleinstaatlichen Verdichtung liegt vielleicht auch ein Schlüssel zum Verständnis der starken Gewichtung von Arbeiterbewegung und Sozialdemokratie. Forderungen ließen sich besser durchsetzen. Andererseits wuchs angesichts dieser Erfolge auch die Abwehrhaltung bürgerlicher Kreise. Frustrierend wirkte hier offensichtlich, dass Zugeständnisse und Verbesserungen für die Arbeiterschaft allein der Durchsetzungsstärke der SPD zugeschrieben wurden und umgekehrt den tonangebenden Kreisen als Schwäche ausgelegt wurde. Das erklärt vielleicht am ehesten den

Unwillen von Adel, Bürger und Bauern, das Landtagswahlrecht auszuweiten. Die harten Fronten hatten aber wohl auch damit zu tun, dass die damalige SPD als revolutionäre Partei wahrgenommen wurde, welche demokratische Wahlen nur als Etappenziel auf dem Weg zu einer sozialistischen Gesellschaftsordnung ansah.

Den „politischen Führungsgruppen“ jenseits der Arbeiterbewegung widmet sich Markus Bernhardt, wobei der Fokus auf Juristen in öffentlichen Ämtern liegt. Interessant ist, dass nach der Hochzeit des Herzogpaares noch nicht alle politischen und rechtlichen Hürden für einen Regierungsantritt ausgeräumt waren. Henning Steinführer schildert diese Komplikationen, deren Beseitigung und schließlich den Einzug des Herzogpaares in Braunschweig Anfang November 1913 – begleitet von Jubel, aber auch kritischen Stimmen der Arbeiterbewegung.

Jonas Flöter analysiert die mittelstaatliche Diplomatie im 19. Jahrhundert, wobei Braunschweig hier nur am Rande vorkommt, da es eben nicht als Mittelstaat galt (Kriterium: Selbständige Stimme im Engeren Rat der Bundesversammlung des Deutschen Bundes). Frank-Lothar Kroll rückt die Renaissance der Monarchie im 19. Jh. in den Blickpunkt. Was lange als Niedergangsgeschichte gedeutet wurde, war in Wahrheit viel komplizierter. Die Monarchie überlebte nicht nur den Zeitgeist, sondern prägte ihn mit. Ihr Ende sei aufgrund dieser „Eliteanpassung“ um 1900 keineswegs absehbar gewesen. Interessant ist, dass er damit indirekt den Titel des Buches kritisiert, weil die Formulierung „zwischen Monarchie und Moderne“ allgemein als Gegensatzpaar verstanden wird. Kroll vertritt damit übrigens eine völlig entgegengesetzte Position im Vergleich zu Lothar Machtans These vom selbstverschuldeten monarchischen Niedergang in der Publikation des Braunschweigischen Landesmuseums zum Jahr 1913. Angela Klein beschreibt die Möglichkeiten einer Herzogin im 20. Jahrhundert. Dabei wird klar, dass Volkstümlichkeit und Aufrechterhaltung der Rolle als Kaisertochter keinen Widerspruch in dieser „bürgerlichen Adelsbiographie“ bedeuten. Joachim Leuschners wirtschaftsgeschichtlicher Beitrag fasst die einzelnen Wirtschaftssparten getrennt in kurzen Abschnitten lesenswert zusammen. Überraschend ist die Aufnahme eines Aufsatzes von Matthias Steinbach über die wissenschaftlichen, vor allem archäologischen Neigungen Kaiser Wilhelms II. Außer, dass Wilhelm Braut- und Schwiegervater des braunschweigischen Herzogpaares war, gibt es hier keine inhaltliche Klammer zum Thema dieses Bandes.

Wertvolle kunstgeschichtliche Beiträge liefern Elmar Arnhold (zur Umgestaltung des Braunschweiger Doms im 19. Jh.) und Simon Paulus (zur künstlerischen Aufgabe Braunschweigs im Stadtbau). Beide setzen dabei als Schwerpunkt auf Blüte und Überwindung des Historismus zu Beginn des 20. Jahrhunderts, ohne ihn allerdings zu verteufeln. Der Dom hat sicher gelitten unter der historistischen Umgestaltung. Anders sieht es beim äußeren Stadtbild aus. Bei einem Spaziergang durch Braunschweig bewundert man die historistischen Gebäude und bedauert fast alles, was danach kam. Zeitlos schön scheinen nur Baustile von der klassischen Antike bis Historismus und Jugendstil zu sein. Noch heute wird der Historismus als rückwärtsgewandte „Kostümarchitektur“ von Architekten abgetan. Dabei ist die Anzahl gelungener Architektur in unseren Städten seit rund 90 Jahren eher überschaubar.

Susanne Schubert nähert sich dem Begriff „Braunschweigische Identität“ anhand der theoretischen Überlegungen der vorliegenden Forschungsliteratur. Sie verweist auf verschiedene Zugangsmöglichkeiten, flankiert von Interviewergebnissen mit Gesprächs-

partnern aus Politik und Kultur, die allerdings anonym bleiben. Brage Bei der Wieden betrachtet dagegen als Landeshistoriker diese regionale Identität. Dabei verweist er u. a. auf den Kontrast zwischen Bayern und Braunschweig. Hier große Investitionen des bayerischen Königs in ein bayerisches Nationalgefühl, dort nichts von staatlicher Seite, sondern nur Privataktionen. Dieser Unterschied hat Gründe. Die süddeutschen Länder mussten im 19. Jahrhundert neu hinzugewonnene Gebiete in ihre Staaten erst integrieren. Wer genauso groß oder klein wie vorher blieb, musste das nicht zwingend tun. Auch hier liegt der Schlüssel zum Verständnis einer von vielen als eher schwach ausgeprägten Braunschweigischen Identität. Man musste Braunschweig Anfang des 19. Jh. nicht neu erfinden, es war ja das alte. Bei der Wieden blickt auf die allgemein wahrgenommene, in der Öffentlichkeit „erinnerte Geschichte“ Braunschweigs, die seit dem Sturz Heinrichs des Löwen als Niedergangsgeschichte gelesen werden kann. Wobei hier – möchte man hinzufügen – die Betonung auf „kann“ liegen sollte. Man muss sie nicht ausschließlich so lesen. Andere Landstriche, die ebenfalls auf eine Kleinstaatlichkeit zurückblicken, würden gar nicht auf die Idee kommen, einer solchen „Verlustgeschichte“ zu viel Raum zu geben, sondern auch deren Vorzüge betonen, zumal diese wie im Fall Braunschweig im Grunde nur von einer einzigen Sekunde abhing. Ohne den Schlachtentod des Erbprinzen August Friedrich 1676 wären die Fürstentümer Braunschweig-Wolfenbüttel und Lüneburg durch Heirat miteinander verbunden worden. Braunschweig hätte wohl noch heute die Führungsrolle in Niedersachsen inne. Ein Ereignis, das bisher überraschend nicht zur „erinnerten Geschichte“ des Landes Braunschweig gehört. Mit einem zusammenfassenden Blick auf die braunschweigische Geschichte von Gerd Biegel endet dieser gelungene Band. Dabei spannt er den Bogen sehr weit vom Jahr 1913 über Weimarer Republik und Nationalsozialismus bis zum Ende des Landes Braunschweig 1946.

Martin Fimpel, Wolfenbüttel

Frank B a r a n o w s k i: Rüstungsproduktion in der Mitte Deutschlands 1929-1945. Bad Langensalza: Rockstuhl Verlag 2013, 608 S., 273 Abb., 49,95 €

„Süd-niedersachsen mit Braunschweiger Land sowie Nordthüringen einschließlich des Südharz – vergleichende Betrachtung des zeitlich versetzten Aufbaus zweier Rüstungszentren“: So lautet der etwas umständliche Untertitel, der den Raum, die Methode und das Ergebnis der Untersuchung schlagwortartig zusammenfasst. Frank Baranowski legt mit diesem Buch die Summe seiner jahrzehntelangen Forschungen vor. Sie konzentrierten sich auf die Rüstungsindustrie zunächst in Süd-niedersachsen (Duderstadt), dann in Nordthüringen und den gesamten Südharz. Im Mittelpunkt seines Forschungsinteresses stand dabei neben den Rüstungsbetrieben das Jahr für Jahr in ungeheure Dimensionen wachsende System der Zwangsarbeit. Dem Rezensionsorgan geschuldet ist im Folgenden das nähere Eingehen auf die Ergebnisse der Publikation für das Land Braunschweig.

Einleitend gibt der Verfasser einen Überblick über die Quellen- und Forschungslage; dabei vermisst man die 2003 erschienene umfassende Studie über ‚Zwangsarbeit und Kriegswirtschaft im Lande Braunschweig 1939-1945‘. Der erste Teil des Buches unternimmt den Versuch einer vergleichenden Analyse der wirtschaftlichen Entwicklung

unterschiedlicher Regionen. Er stellt den schon ab 1933 zur Blüte gelangten industriellen Ballungsraum Salzgitter-Braunschweig-Hildesheim dem wirtschaftlichen „Notstandsgebiet“ Nordthüringen gegenüber, das erst in der Endphase des Krieges einen dramatischen wirtschaftlichen Aufschwung erlebte. Bereits in seinen früheren Untersuchungen hatte Baranowski auf die geheimen Rüstungsaktivitäten der Reichswehr in der Weimarer Republik hingewiesen, ohne welche die rasche Wiederaufrüstung undenkbar gewesen wäre. Als Beispiel dienen ihm auch jetzt Rüstungsbetriebe im Großraum Hannover/Braunschweig. Hier wäre zeitlich zu differenzieren. Für Braunschweig ist der Einfluss der Rüstungsaufträge für den wirtschaftlichen Aufschwung in den ersten Jahren der NS-Herrschaft als nicht besonders hoch zu veranschlagen. Das änderte sich mit dem Vierjahresplan 1936 allerdings ganz erheblich. Baranowski beschreibt den Rüstungsboom im Braunschweiger Land, kommt aber über die von Norman-Mathias Pingel erarbeiteten Ergebnisse nicht hinaus. Wesentlich informativer lesen sich die Kapitel über die wirtschaftliche Entwicklung in Nord-Thüringen; für diese Region ist Baranowski ein exzellenter Fachmann. Während hier in den dreißiger Jahren ein Rüstungskonjunktureller Aufschwung zunächst ausblieb, änderte sich die Situation, als die Luftangriffe der Alliierten die Rüstungsbetriebe im ganzen Reich immer stärker lahmlegten. Vor allem die Flugzeugindustrie versuchte durch Dezentralisierung ihrer Werke, durch Auslagerung aus den industriellen Ballungsgebieten den Bombardements zu entgehen. Das Land Thüringen bot dafür beste Voraussetzungen; wegen seiner geographischen Lage, seiner Grenzferne, der breiten Verteilung möglicher Standorte und dem Vorhandensein von Produktionsstätten, die – da weniger kriegswichtig – problemlos für kriegswichtige Betriebe zur Verfügung gestellt werden konnten. Die Unter-Tage-Verlagerung der Raketenproduktion in die Stollenanlage des Kohnsteins in der Nähe der Stadt Nordhausen war die spektakulärste Maßnahme. Baranowski verweist auf die Schlüsselrolle der SS bei der Durchführung des Raketenprogramms. Tausende von Zwangsarbeitern und KZ-Häftlingen trieben unter den fürchterlichsten Bedingungen die Stollen in das Bergmassiv. Seit Mitte 1943 entstand das KZ-Lager Mittelbau-Dora, um das in den folgenden Monaten ein Kranz von Außenkommandos errichtet wurde. Ihre Häftlinge schufte unter katastrophalen Bedingungen künstliche Berghöhlen zur Unterbringung einer wachsenden Zahl von Rüstungsbetrieben. Der riesige Lagerkomplex Mittelbau-Dora – so Baranowski – war weniger ein waffenproduzierendes „Rüstungs-KZ“ als vielmehr ein „Bau-KZ“. Seit 1943 entwickelte sich in Thüringen aus einer ländlich und kleinstädtisch strukturierten Region das bedeutendste Rückzugsgebiet der deutschen Kriegswirtschaft. Wegweisend war die Verlagerung der Flugzeugproduktion der Junkers-Werke in diese Region. Aber auch viele Klein- und Mittelbetriebe belegten diesen Wandel. Ausführlich beschreibt der Verfasser die Entwicklung dieser Betriebe, ihren Beitrag zur Rüstungsproduktion, vor allem aber die Arbeits- und Lebensbedingungen der Belegschaft, die sich zum Großteil aus Zwangsarbeitern zusammensetzte. In der letzten Kriegsphase wurden zunehmend KZ-Häftlinge eingesetzt. In größter Nähe zu den Untertagebaustellen wurden Außenkommandos eingerichtet. Auf Menschenleben kam es nicht an, standen doch in den Lagern hinreichend Arbeitskräfte zur Verfügung. Baranowski spricht von „Arbeit bis zur Vernichtung“. Erschütternd lesen sich die Berichte über die Räumung der KZ-Lager im Frühjahr 1945 und über die Gewaltexzesse auf den Todesmärschen. Baranowski nennt die Idee, die Fort-

dauer des Krieges durch Verlagerung der Rüstungsproduktion unter die Erde zu sichern, ein sinnloses Unterfangen und spricht von Wahnvorstellungen der Täter-Eliten, die vielen tausend Menschen das Leben kosteten. Dabei kam es außer dem Junkers-Werk bei Rottleberode und der Raketen-Produktionsstätte im Kohnstein in keinem der geplanten Untertagerwerke in der Region Nordhausen bis Kriegsende zu einer Produktion.

Auf über 200 Seiten reiht der Verfasser im zweiten Teil des Buches die Porträts der Rüstungsbetriebe aneinander. Sie bieten eine Fülle an Informationen, doch hätte ein eher strukturierendes Vorgehen statt des bloßen Aufzählens den Text lesbarer gemacht. Allerdings ergänzt eindrucksvolles Bildmaterial den eher spröden Text. Leider geht der angekündigte und im ersten Teil des Buches auch durchgeführte Vergleich unterschiedlicher Wirtschaftsregionen im zweiten Teil zunehmend verloren. Die Entwicklung im industriellen Ballungsraum Hannover-Salzgitter-Braunschweig tritt gegenüber der eindrucksvollen Beschreibung der umwälzenden Veränderungen in Nordthüringen in den Hintergrund. Dabei verspricht gerade der regional vergleichende Ansatz in dem inzwischen gut bestellten Forschungsfeld von Zwangsarbeit und Kriegswirtschaft neue Erkenntnisse.

Hans-Ulrich Ludewig, Schöppenstedt

Jörg-Michael Schiefer: Speers Vollstrecker Willi Clahes. Göttingen: MatrixMedia Verlag 2015, 180 S., zahlr. Abb., 19,90 €

Der Autor, Jörg-Michael Schiefer, pensionierter Deutsch- und Geschichtslehrer, führte in den 1970er Jahren für eine geplante Dissertation „vier spektakuläre Interviews“ mit Hitlers Chefarchitekt Albert Speer, wie es im Klappentext des Buches heißt. Aus der Promotion wurde nichts und so publizierte der Autor nach seiner Pensionierung 2009 zuerst 2013 die „Gespräche mit Albert Speer“ und 2015 dann „Speers Vollstrecker Willi Clahes“, das hier zu besprechen ist. Beide Bücher sind im Göttinger MatrixMedia Verlag von Heinrich Prinz von Hannover erschienen.

Bei Willi Clahes handelt es sich um eine für die Berlin-Braunschweigische Geschichte nicht uninteressante Persönlichkeit: 1895 geboren, meldet sich Clahes 1914 als Kriegsfreiwilliger und macht noch schnell mit mehr als mäßigen Noten das Notabitur. 1917 verwundet aus dem Heeresdienst entlassen, studiert er nach dem Krieg Jura in Göttingen. Das 2. Staatsexamen besteht er 1923 mit Ach und Krach und weil ihm seine Kriegsverwundung zu Gute gehalten wird, anschließend wird er in den Verwaltungsdienst des Freistaats Braunschweig übernommen. Von 1919 bis 1928 in der Deutschen Volkspartei (DVP) Mitglied, geht er 1929 in die Deutsch-Nationale Volkspartei (DNVP) und bleibt dort bis 1931, 1932 wird er schließlich Mitglied der NSDAP. Schiefer urteilt, dass „Clahes die Parteien bewusst gewechselt (hat), bis er schließlich Mitglied der Partei war, die ihm ein karrierebewußtes Fortkommen garantieren konnte.“ (S. 25). Dies gelingt ihm auch, wird er doch 1932 auf 10 Jahre zum besoldeten Stadtrat der Stadt Braunschweig gewählt. Von hier aus geht es 1938 nach Berlin, als Vizepräsident der Generalbauinspektion der Reichshauptstadt Berlin (GBI). Und so wird Clahes – wie es im Klappentext heißt – „... Albert Speers Mann für das Grobe. (...) Hatte doch der eine, Speer, dem anderen, Clahes,

die 'Entmietung' und Vertreibung der Juden aus ihren angestammten Wohnungen in Berlin übertragen.“ Gerade weil Clahes diese für Speer wichtige Rolle innehatte, aber in praktisch keiner von Speers zahlreichen Publikationen (mit Ausnahme von „Der Sklavenstaat“ 1981) erwähnt wurde, war Schiefers Interesse geweckt.

Als Ende 1941 die Arbeit der Umsiedlungsstelle beim GBI beendet war, wechselt Clahes ins Reichsministerium für Beschaffung und Munition. Von April 1945 bis 1948 lebt die Familie Clahes auf Sylt. 1948 siedelt sie nach Bremen um, wo auch das Entnazifizierungsverfahren von Willi Clahes eingeleitet wird. Noch vor Ende des Verfahrens stirbt Clahes am 21.10.1948 (so an zwei Stellen im Buch, S. 83 und 135, auf S. 114 heißt es dagegen 21.7.1948) nach einem Autounfall in Hahn bei Rastede. Das Verfahren wird im November 1948 von Todes wegen eingestellt, im Februar 1949 Clahes als Mitläufer eingestuft.

Gegen die Praxis, aus Ergebnissen, die für eine wissenschaftliche Arbeit nicht verwendet werden können, Aufsätze oder kleinere eigene Publikationen zu machen, ist grundsätzlich nichts einzuwenden. Oft ist es auch viel sinnvoller, als die ursprüngliche Arbeit durch Exkurse o.ä. „aufzublähen“ und dabei womöglich den roten Faden zu verlieren. Das Problem des vorliegenden Buches ist, dass der Autor viel zur Person Clahes, seinem Leben und Wirken und den Ereignissen in der NS-Zeit geforscht hat, er aber diese Ergebnisse leider nicht strukturiert und wissenschaftlich korrekt mitteilt. Statt einer flüssig-stringenten Darstellung der Biografie Clahes' – natürlich immer eingebettet in die historisch-politischen Ereignisse –, reiht Schiefer rein biografische Kapitel (Kindheit, Jugend, Schulbesuch und Studium sowie Erste Schritte im Beruf) neben sachthemenatische wie „Die historische Situation im Jahre 1933“ (ab S. 116f.), die „Durchführungsstelle der Generalbauinspektion (GBI)“ (S. 42ff.), „Entmietungsmaßnahmen“ (S. 63ff.), „Entnazifizierung“ (S. 77) und „Persilscheine“ (S. 85ff.). Dabei werden diese eher sachthemenatischen Kapitel aber meist weder konkret eingeleitet noch wird der Zusammenhang zu Person und Wirken Clahes' begründet. Zudem kommt es durch diese Art der Darstellungsweise zu unnötigen Wiederholungen, wie das Beispiel zu den Persilscheinen zeigt: Von S. 85 bis 88 erklärt der Autor ganz allgemein Praxis und Umgang mit dieser Art von Dokumenten. Clahes wird mit nur einem einzigen Satz am Ende erwähnt. Im direkt folgenden Kapitel „Die Erwiderung auf die Klageschrift“ (S. 89ff.) geht es primär um das Spruchkammerverfahren in Bremen, aber ab S. 96 unten wird erneut die Funktionsweise der Persilscheine beschrieben und im folgenden ausführlich auf die Person Clahes bezogen erläutert. Warum also hat der Autor nicht beide Kapitel zu einem zusammengefasst und damit Dopplungen vermieden?

Das Buch wirkt durch diese Form der Darstellung sehr langatmig, wozu auch die vielen weiteren Wiederholungen von reinen Fakten im Buch beitragen, die für eine so kurze Arbeit (nur 133 Seiten reiner Text!) unverzeihlich sind. Einige Beispiele: auf S. 29 und 33 wird kurz hintereinander erwähnt, dass Clahes 1933 die Führung der NS-Volkswohlfahrt (N.S.V.) übernahm; auf S. 48 und 52 doppelt sich die Darstellung der Zuständigkeiten von Clahes bei der Durchführungsstelle des GBI; auf S. 90 wird in zwei Absätzen direkt hintereinander beschrieben, dass Clahes 1932 in Braunschweig zwei Ämter in Personalunion führen sollte. Auf S. 50 und 92 geht es beide Male um seine Abordnung 1938 nach Berlin, auf S. 93 und 99 wird das Verhältnis von Clahes zu Heinrich Rönneburg, dem

Wolfenbütteler Oberkreisdirektor nach 1945, erläutert, auf S. 89 und 101 schildert Schiefer den Eintritt Clahes' in die NSDAP 1932 und seine Rechtfertigung 1948 im Rahmen des Entnazifizierungsverfahrens, die Darstellung zum Grundstück der Familie in Berlin-Zehlendorf und den Verkauf durch die Witwe 1963 wiederholt sich auf S. 95 und 110.

Dies alles ist umso ärgerlicher, weil es laut Impressum ein Lektorat (Uwe Friedrich, Göttingen) gegeben hat.

Leider ist der Lektor auch nicht beim Literaturverzeichnis tätig geworden, werden doch Archivalien und ungedruckte Quellen einfach unter „Literatur“ (S. 137) subsumiert, anstatt es korrekterweise „Quellen- und Literaturverzeichnis“ zu nennen. Darüber könnte man noch hinweg sehen, wenn nicht viele der genannten Archive falsch benannt und abgekürzt werden, wie z. B. beim Staatsarchiv Bremen geschehen, das bei Schiefer LA Bremen (ebd.) heißt. Auch das Staatsarchiv Wolfenbüttel, heute Niedersächsisches Landesarchiv – Standort Wolfenbüttel, taucht in der Aufzählung als „LA Wolfenbüttel“ auf, während es in den Anmerkungen Staatsarchiv Wolfenbüttel heißt. Problematisch ist auch, dass im Literaturverzeichnis nicht alle im Anmerkungsapparat zitierten Akten genannt werden, wie z. B. im Fall des Landesarchivs Berlin geschehen.

Ebenfalls unwissenschaftlich ist, dass die übliche Zitierweise mit a. a. O. oder ebd. bei mehrfachem Zitieren aus gleicher Quelle hintereinander nicht angewandt wurde. Auch hier stellt sich wieder die Frage, warum der Lektor so etwas hat durchgehen lassen?

Ein extrem unwissenschaftliches Beispiel sind die Endnoten 196 und 197, wo es zweimal hintereinander falsch heißt „LA A Pr.Br.Rep. 280“ (gemeint ist A Pr.Br.Rep. 107 Nr. 280). Anschließend wird neunmal hintereinander aus dieser (vermeintlich) gleichen Akte zitiert, vermeintlich deshalb, weil nur der Bestandsname (LA A Pr.Br.Rep. 107) ohne laufende Nr. genannt wird. Genaugenommen entspricht praktisch der gesamte Anmerkungsapparat nicht den wissenschaftlichen Standards, weil genaue Quellenangaben bis auf wenige Ausnahmen fehlen. Die meisten Anmerkungen sind somit weder nachvollzieh- noch überprüfbar.

Bei den ungedruckten Quellen wird eine Internetseite ohne Abrufdatum genannt, die „Chronik der Speerdienststellen“ wird weder näher erläutert noch ein Hinweis (für die nicht im Thema steckenden Leserinnen und Leser) gegeben, worum es sich dabei handelt und woher Schiefer sie bekommen hat. Für die mit dem Thema vertrauten Menschen dagegen wäre es wichtig zu wissen, auf welche Version der Chronik sich Schiefer bezieht, dies schreibt er nicht.

Bleibt zum Schluss noch die Frage, warum bei einem Buch aus dem Jahr 2015 die Anmerkungen am Ende des Buches aufgeführt sind, denn das Blättern ans Ende stört den Lesefluss ungemein. Technische Gründe können es nicht sein, kann doch jede Textverarbeitung inzwischen ohne Probleme Fußnoten verwalten, erst recht, wenn es sich um nur insgesamt 388 Anmerkungen bei einem so kurzen Text handelt. Fast könnte man vermuten, der Text sei ursprünglich in den 1970er oder 1980er Jahren auf einer elektrischen Schreibmaschine getippt worden, gibt es doch auf S. 115 plötzlich die Fußnote 362a ... – eingeführt für biografische Informationen über Hans Koschnick, den Bürgermeister von Bremen von 1967 bis 1985, der in den 1950er Jahren als Verwaltungsbeamter in Bremen mit dem Fall Clahes (bezüglich der Versorgungsangelegenheiten für Witwe und Waisen bzw. einem Verfahren nach Art. 131 GG) befasst war.



Alles in allem spricht das Buch ein wichtiges Thema an, nämlich die Rolle der Schreibtischtäter und ihre Verstrickungen in der NS-Zeit anhand des konkreten Beispiels Willi Clahe. Leider ist aufgrund der vielen angesprochenen Unzulänglichkeiten und Fehler eine Chance vertan. Ein kritisches Lektorat hätte dem Buch gut getan.

Susanne Knoblich, Berlin

Jurgen H e r b s t: Requiem für eine deutsche Vergangenheit. Eine Jugend im Nationalsozialismus. Übersetzt von Sylvia Schütze. Wolfenbüttel: HMS, Haus-&Mediaservice GmbH & Co KG 2015, 298 S.

Der Autor Jurgen Herbst verbrachte als Jürgen Herbst seine Kindheit und Jugend in Wolfenbüttel. Er erhielt 1948 über das Quäker Hilfswerk ‚American Friends Service Committee‘ die Gelegenheit, an einem mehrwöchigen Studentenseminar in den Vereinigten Staaten teilzunehmen. Es schloss sich ein durch Stipendien finanziertes Studienjahr an einer amerikanischen Universität an. Nach einem langen Berufsleben in den USA starb der an der University of Wisconsin im Jahr 1994 emeritierte Professor für Pädagogik und Geschichte der Pädagogik 2013 in Florida.<sup>2</sup> Anlass für seine hier vorliegenden Erinnerungen war, so der Autor in seinem Vorwort zur deutschen Ausgabe, die Frage nach der Mitschuld „an dem unsagbaren Gräuel, das meine Landsleute begangen haben“ (XIII). Auch wollte er seinen Kindern zeigen, „wie ich als Kind und Junge die Zeit des Grauens durchlebt habe“ (XIII). Mit knapp 70 Jahren hat Herbst seine Erinnerungen unter dem Titel „A Requiem for a German Past. A boyhood among the Nazis“ 1999 in den USA erfolgreich veröffentlicht. Die deutsche Übersetzung von Sylvia Schütze liegt nun vor. Bereits 1953, als er noch einmal für 2 Jahre nach Deutschland zurückgekehrt war<sup>3</sup>, hat Herbst aus ähnlichen Motiven ein Manuskript in deutscher Sprache verfasst, das ebenso wie private Briefe und Tagebuchstellen aus der Zeit des so genannten Dritten Reiches in Auszügen in die vorliegende Veröffentlichung eingeflossen ist. Leider sind diese Passagen nicht immer gekennzeichnet.

Für heutige Leser mag Titelbild und Buchtitel seltsam und wie aus der Zeit gefallen erscheinen. Zwei Jungen blicken ernst und starr in der uniformierten Kluft des Jungvolkes am Leser vorbei. Der Ausdruck „Requiem“ bezieht sich auf die Totenklage von Walter Flex für die „Tausenden von jungen Deutschen, die – ... –, erfüllt von jugendlichem Idealismus und Vaterlandsliebe ihr Leben {im Ersten Weltkrieg} gelassen hatten“ (275). Und darum geht es dem Autor, um eine Totenklage für seine verstorbenen Eltern, Großeltern, Verwandten und Freunde – und für die vielen Toten, die im Zweiten Weltkrieg um ihn herum gestorben sind. Er will sie heimholen in sein Leben und von den Gespenstern der Vergangenheit befreien. Dabei irritiert, dass der Ältere für die Schilderung seiner Kindheit und Jugend in Wolfenbüttel keinen anderen Sprachstil verwendet als der junge Jürgen.

2 <http://www.secfac.wisc.edu/senate/2013/0304/2401mr.pdf>.

3 <http://digioll.library.wisc.edu/cgi-bin/UW/UW-idx?id=UW.OH52>.

Das 1928 geborene einzige Kind von Hermann Herbst, Bibliotheksrat und stellvertretender Direktor der Herzog August Bibliothek in Wolfenbüttel <sup>4</sup>, einem der führenden Einbandforscher seiner Zeit, wuchs in einem bildungsbürgerlich-konservativen Milieu auf. Dieses Milieu, so schildert es der Sohn, richtete sich fest an protestantischen Glaubenssätzen aus, am Ideal des preußischen Soldatentums und an den allgemeingültigen Werten der Antike und der deutschen Klassiker. Jürgen Herbst trat in das nach dem Führerprinzip streng hierarchisch organisierte Jungvolk, eine Organisation der Hitlerjugend, ein. Er stieg 1944 zum Fähnleinführer und erreichte einen hohen Rang. Herbst führte ca. 120-150 Jugendliche bei ca. 600 Wolfenbütteler Jungen im Jungvolk (S. 101).<sup>5</sup> Der Autor schildert die Aktivitäten des Jungvolks als Mischung aus freiwilligen jugendbewegt-bündischen Unternehmungen Jugendlicher und Konzessionen an die NS-Staatsjugend. Das Kapitel über das Jungvolk ist vom Autor mit ‚Jungsoldat‘ überschrieben worden. Jürgen Herbst wollte Offizier werden und wurde dabei, so seine Schilderung, vom Vater auch noch während des Krieges in diesem Berufsziel unterstützt. Der Sohn meldete sich bei der Division ‚Großdeutschland‘ als Offiziersanwärter und war als blutjunger Soldat seit März 1945 an den letzten Kämpfen gegen die Briten im Raum Ganderkesee, Achim, Gnarrenburg beteiligt. Er glaubte bis zum Schluss an den Sieg der sauber kämpfenden Wehrmacht. Der noch junge Heranwachsende verlor durch den Krieg seine Eltern. Sein Vater fiel 1944 in Jugoslawien, seine Mutter starb 1948 an den Folgen der Mangelernährung in der Schweiz bei Verwandten.

Herbst schildert sich selbst als jemanden, dem in der NS-Zeit Widersprüchlichkeiten und unmenschliche Züge des NS-Regimes auffielen. Die Erwachsenen schwiegen. Er führt die über der elterlichen Familie wohnende jüdische Familie an, die nach dem Pogrom vom November 1938 von der SS abgeholt wurden. Als Jungvolkführer erlebte er in Polen korrupte Angehörige der Hitlerjugend, die junge polnische Bergarbeiter in einem Lager schikanierten. Er sah dort auf einem Ausflug jüdische KZ-Häftlinge in einem Braunkohletagenbau. Wirkliche Nazis werden als korrupt beschrieben, die SS als das Böse. Demgegenüber stellt der Autor das bürgerliche Milieu, das an den inneren Werten festhielt und eine (innere) Distanz gegenüber den bösen Nazis einnahm. Ehrbare bürgerliche Männer und Soldaten, die in einer ‚sauberen Wehrmacht‘ dienten, stehen der SS, Nazi-Ausbildern und anderen Angehörigen der NSDAP gegenüber.

Jürgen Herbst hat einen persönlichen Rückblick verfasst in dem Bestreben, Schmerzen, Trauer, Verrat und Vertrauensverlust jener Jahre für sich aufzuarbeiten. Seine Antwort heißt: Ich habe in dieser dunklen Zeit Liebe und Freundschaft erfahren. Dies gibt ihm ein „Licht der Hoffnung im Dunkeln“: „Es ist dieses Licht, aufgrund dessen ich mein Requiem feiern und meine Geliebten und Freunde segnen kann.“ (279) Deshalb ist es auch nicht verwunderlich, dass der Autor die von ihm selbst gestellte Frage nach seiner Mitschuld bzw. Mitverantwortung des eigenen bildungsbürgerlichen Milieus nicht beantwortet. Denn Liebe und Vertrauen sind keine Kategorien, die für eine historische Analyse taugen. Der Autor verwendet sie in einem religiösen und damit überzeitlichen Zusammenhang. Bei allem

4 JARCK, Horst-Rüdiger, Hermann HERBST, in: Braunschweigisches Biographisches Lexikon.

5 In einem Jungzug waren rd. 30 Jungen, also gab es in Wolfenbüttel insgesamt 20 Jungzüge (S. 101) Ein Fähnleinführer führte im allgemeinen 4 Jungzüge. (vgl. [https://de.wikipedia.org/wiki/Deutsches\\_Jungvolk](https://de.wikipedia.org/wiki/Deutsches_Jungvolk)).

Bemühen um „kompromisslose Wahrhaftigkeit“ (XIV), „die Dinge so darzustellen, wie ich sie damals sah und spürte“ (XIII), vermischen sich die Erlebnisse des Jugendlichen und der Blick des Erziehungswissenschaftlers auf den Jungen. So gab der ältere Jürgen Herbst noch 1996 seine Erfahrung als junger Mann in einer ‚dunklen Zeit‘ als Vorbild weiter und empfahl jungen Abiturienten der Großen Schule In Wolfenbüttel, durch Lesen der Klassiker und Hinwendung zu guten inneren Werten Charakterstärke zu entwickeln, um zu widerstehen. Der in der deutschen Ausgabe beigefügte Schulaufsatz über das Lieben und Sterben des Cornets Christoph Rilke mag den jungen Mann getröstet haben. Eine angemessene Antwort auf den durch Diktatur und Faschismus hervorgerufenen Krieg ist es nicht.

Dem Buch fehlt ein historisch-wissenschaftlicher Kommentar, der die Erinnerungen eines unpolitischen Bildungsbürgers in Beziehung gesetzt hätte zu einer Perspektive von außen mit gesicherten Fakten über die NS-Zeit (in Wolfenbüttel). Wie sehr Erinnerungen an lange zurückliegende Ereignisse trügen können, zeigt das Beispiel der kinderlosen jüdischen Familie Pohly, die Jürgen Herbst in der englischen Fassung als Familie Morgenstern mit ihrem Sohn Albert beschrieben hat. Dem Charakter einer persönlichen Aufarbeitung entsprechend erklärt Jürgen Herbst seinen Fehler in der deutschen Ausgabe damit, dass „zwar die Wahrhaftigkeit meiner Erinnerungen an das von mir empfundene Geschehen geblieben ist, dass sich aber meine Erinnerungen als zehnjähriger Junge nicht immer mit dem wirklichen Geschehen deckten“ (XIV). Die Familie Pohly habe, so der Autor, in der Wohnung über der Familie Herbst gewohnt und wurde 1938 im Zuge der Novemberprogrome von der SS „abgeholt“. Es gibt zahlreiche weitere Sachverhalte, die ebenfalls auf ihre historische Korrektheit zu überprüfen wären. Mehr als ärgerlich ist es zudem, dass wissenschaftlich seit langem nicht mehr haltbare Thesen u. a. von der sauberen Wehrmacht, dem aufrechten Gang ehrbarer Bürger und den bösen Nazis unwidersprochen unkommentiert im Raum stehen. Als persönliche Aufzeichnung eines inneren Heilungsprozesses ist das Buch nur sehr bedingt eine historische Quelle für die NS-Zeit in Wolfenbüttel.

Gudrun Fiedler, Stade

Horst-Rüdiger J a r c k: Otto Bennemann (1903-2003). Von Milieu, Widerstand und politischer Erfahrung. Braunschweig: Joh. Heinrich. Meyer Verlag 2015, S. 341, 19,90 €

Über Otto Bennemann, den herausragenden Repräsentanten der Braunschweigischen Zeitgeschichte des 20. Jahrhunderts, glaubten die Sachkenner in den Grundzügen informiert zu sein. Die vorliegende Biographie macht deutlich, wie ergänzungsbedürftig unsere Kenntnisse über diesen Mann, der die politisch-gesellschaftliche Entwicklung in Braunschweig und darüber hinaus in Niedersachsen sowie in der Zeit der Emigration miterlebt und mitgestaltet hat, sind. Der besondere Vorzug dieser Studie ist die gründliche Auswertung der Quellen, die der Verfasser zu erheblichen Teilen mit dem 2013 veröffentlichten Findbuch zum Nachlass Otto Bennemanns in Ergänzung der vom Archiv der Friedrich-Ebert-Stiftung verwahrten Dokumente erschlossen und der Öffentlichkeit zugänglich gemacht hat. Die großen programmatischen Linien des 1926 durch Leonhard Nelson gegründeten Internationalen Sozialistischen Kampfbunds (ISK), dem Otto

Bennemann seit Beginn angehört hat und der ihn weit über die Zeit von dessen Existenz nachhaltig geprägt hat, sind uns weitgehend bekannt. Diese Untersuchung macht nicht nur dessen Wirkung auf Otto Bennemann deutlich, sondern veranschaulicht auf breiter Quellengrundlage den Aufbau der Ortsgruppe des ISK in Braunschweig, dessen Rolle innerhalb des ISK und die politischen Positionen der verschiedenen Organisationen der Arbeiterbewegung im Kampf gegen die immer größere Gefahr des Nationalsozialismus. Schließlich musste der ISK in Braunschweig unter Führung von Otto Bennemann 1933 in den Widerstand gehen, der 1936/37 über Hannover, die Schweiz und Paris ins Exil nach England führte, wo er nicht nur für seinen Lebensunterhalt sorgen musste, sondern auch erste politische Kontakte mit englischen Gesprächsgruppen und deutschen Emigranten führte. Das konnte ihn aber nach Kriegsausbruch nicht vor der Deportation nach Australien bewahren, eine nicht nur psychologisch, sondern aufgrund der extremen Entbehrungen und körperlichen Belastungen schwer zu ertragende Erfahrung. Nach der Rückkehr nach London 1941 spielte er bald in den deutschen Exilgruppen der neugebildeten Union der Sozialdemokraten, in der die politischen Organisationen der Arbeiterbewegung mit Ausnahme der Kommunisten aufgingen, eine beträchtliche Rolle.

Gegen Ende Mai 1945 kehrte er im Rahmen der amerikanischen OSS und britischen Militärregierung des Bezirks Hannover in das weitgehend zerstörte Braunschweig zurück, wo er sich bald am politischen Wiederaufbau intensiv beteiligte. Hier können die zahlreichen von ihm wahrgenommenen Funktionen seiner politischen Tätigkeit nur knapp erwähnt werden: Oberbürgermeister der Stadt Braunschweig 1949, Landtagsabgeordneter in Braunschweig (1946) und seit 1947 in Niedersachsen, niedersächsischer Innenminister 1959-1967, um nur die herausragenden Funktionen zu nennen, Aufgaben, die er gewissenhaft und erfolgreich durchgeführt hat.

Mit den Freunden des ISK, Willi Eichler, Alfred Kubel, Ewald Gerrich u. a. hat er das elitäre, gegen das Prinzip der Mehrheitsherrschaft gerichtete Konzept des ISK preisgegeben. Er wurde aber wie diese lebenslang von den philosophisch-moralischen Maximen des ISK geprägt: der Notwendigkeit der ethischen Fundierung der Politik, der Bedeutung von Recht, Pflicht und Verantwortung, dem hohen Stellenwert der Bildung auf allen Lebensstufen und in allen gesellschaftlichen Schichten. Der niedersächsischen Koalitionspolitik mit ihren häufig moralisch fragwürdigen Kompromissen blieb er nicht selten ein Fremdkörper.

Über weite Strecken ist dieses Buch ansatzweise eine Doppelbiographie. Denn Otto Bennemann ist bis 1986 von seiner ISK-Kollegin und späteren Frau Franziska begleitet worden. Die umfangreiche Korrespondenz zwischen beiden ist eine anschauliche Grundlage für das Denken und Fühlen des Ehepaares.

Das Leben von Otto und Franziska Bennemann wird in den Rahmen des braunschweigischen Milieus und der zeitgeschichtlichen Interpretation entfaltet. Diese bietet nur wenig Anlass zur Kritik. Hingewiesen sei aber auf die zu kurzschlüssige positive Bewertung der Gedenkkultur in Braunschweig und Niedersachsen in den 50-er Jahren.

Wenn manchem der ISK schon in seiner Zeit als überholt und weltfremd erscheinen mag, – dieses Buch macht deutlich, wieviel die Nachkriegsentwicklung ihm noch Jahrzehnte nach seinem Ende zu verdanken hat.

Klaus Pollmann, Samswegen

Braunschweiger Persönlichkeiten des 20. Jahrhunderts: aus der Stadt Braunschweig und den ehemaligen braunschweigischen Landkreisen. Band 3. Projektarbeit des Arbeitskreises Andere Geschichte, hrsg. v. Reinhard B e i n. Braunschweig: döringDRUCK 2015, 319 S., Abbildungen, 14,95 €

Bereits in dieser Ausgabe des Braunschweigischen Jahrbuchs für Landesgeschichte kann auf einen weiteren Band der Reihe „Braunschweiger Persönlichkeiten des 20. Jahrhunderts“, erneut herausgegeben von Reinhard Bein, hingewiesen werden. Inhaltlich und formal steht dieser Band in positiver Kontinuität zu seinen beiden Vorgängerbänden. Von 16 Autoren, die z.T. bereits an den ersten beiden Bänden mitgearbeitet haben, wurden weitere 57 Persönlichkeiten zur Darstellung gebracht.

In diesen Band haben unter anderem Personen Aufnahme gefunden, die erst in den letzten Jahren verstorben sind, wie die Kinderbuchautoren und Illustratoren Margret und Rolf Rettich, der Hochschullehrer und Architekt Justus Herrenberger und der Architekturfotograf Heinrich Heidersberger, Foto-Chronist der „Braunschweiger Schule“ und der jungen Stadt Wolfsburg.

In der Reihe der Unternehmer mit überregionaler Bedeutung finden sich interessante, ganz unterschiedliche Persönlichkeiten wie Heinrich Nordhoff (VW), der Wolfenbütteler Radio- und Fernsehindustrielle Gerhard Kubetschek („Kuba-Imperial“), der Wolfenbütteler Likörfabrikant und Politiker Curt Mast und der Braunschweiger Verleger Georg Mackensen (Westermann), den Bernward Vesper in seinem Romanessay „Die Reise“ zur Darstellung bringt.

Hervorzuheben sind auch die Texte über Bruno Heusinger, Wilhelm Mansfeld und Rudolf Wassermann als drei führende Persönlichkeiten in der Braunschweiger Justiz des 20. Jahrhunderts. Mansfeld bezeichnete den Wiederaufbau der durch den Nationalsozialismus schwer geschädigten Justiz nach 1945 „als eine Art Trümmerbeseitigungsarbeit“ (Artikel von Dieter Miosge, a.a.O., S. 187).

Dass sich wichtige geschichtliche Ereignisse mitunter nicht bis ins letzte Detail klären lassen, veranschaulicht der Artikel über August Merges. Am 8. November 1918 legte Merges an der Spitze einer Delegation des Braunschweiger Arbeiter- und Soldatenrates dem letzten braunschweigischen Herzog Ernst August die Thronverzichtserklärung zur Unterzeichnung vor. Auf der seit 1953 im Niedersächsischen Landesarchiv-Standort Wolfenbüttel aufbewahrten Urkunde ist die Unterschrift von Merges durchgestrichen. Zander als Vorsitzender des Soldatenrats, der sich nicht in der Delegation befand, hatte die Urkunde bereits vorab unterschrieben. Zu diesen und weiteren Auffälligkeiten hat Brage Bei der Wieden erhellende „Ermittlungen zur Abdankungsurkunde des letzten Herzogs von Braunschweig“ (Braunschweigisches Jahrbuch für Landesgeschichte Band 93, 2012, S. 197-208) durchgeführt.

Norman-Mathias Pingel, Braunschweig